

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Band: 10 (2003)
Heft: 2

Rubrik: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LITERATUR ZUM THEMA COMPTES RENDUS THEMATIQUES

ARCHIVRECHT – ARCHIVZUGANG: EINSTIEG IN DIE THEMATIK

WICHTIGE LINKS

Erste allgemeine Informationen können über drei Zugriffsmöglichkeiten identifiziert werden: a) über die jeweiligen National- beziehungsweise Staatsarchive, b) über die nationalen und internationalen Berufsvereinigungen oder c) über die Fachzeitschriften. Den einfachsten Zugriff auf alle drei Bereiche bietet das Schweizerische Bundesarchiv unter www.bundesarchiv.ch: Von hier aus kann über die Links auf a) «Archive international» (geordnet nach geografischen Kriterien), auf b) «Nationale und internationale Organisationen» (geordnet nach Namen) und auf c) «Zeitschriften» (geordnet nach Namen) zugegriffen werden.

AD A)

Empfehlenswert für Recherchen nach archivgesetzlichen Grundlagen, inklusive der jeweiligen Benutzungsverordnungen, sowie nach neuen Angeboten (beispielsweise neue Findmittel, neue Online-Rechercheöglichkeiten) ist beispielsweise der Internetauftritt der *National Archives and Records Administration of the United States of America (NARA)*: Hier können neben den wichtigsten Beständen und ihren Findmitteln auch ausführlich die Rechtsgrundlagen für die Benutzung der verschiedensten Bestände sowie die verschiedenen NARA-Executive-Orders recherchiert werden (www.archives.gov/about_us/basic_laws_and_authorities). Ähnlich aufgebaut

ist der Auftritt des *Deutschen Bundesarchivs*: Auch hier wird ausführlich über die geltenden archivrechtlichen Bestimmungen und ihre konkrete Umsetzung informiert (www.bundesarchiv.de/, siehe beispielsweise die Bundesarchivbenutzungsverordnung vom 29. Oktober 1993).

AD B)

Einen ausgezeichneten Zugriff bietet die Archivschule Marburg in Deutschland (www.uni-marburg.de/archivschule/intlink1.html/): Der Link zu den Organisationen und Institutionen verhilft zu Informationen über die national und international tätigen Berufsverbände. Besonders zu empfehlen sind hier zudem die unter «Bibliographien» abrufbaren Informationen zur Fachliteratur: Die «Internationale Archivbibliographie» bietet die Möglichkeit, nach verschiedenen Kriterien Abfragen vorzunehmen, so unter anderem auch nach Sachgebieten wie beispielsweise zum «Archivrecht» (periodisch zusammengestellt von Rainer Polley). Wer sich rasch über den Stand der Diskussion informieren muss, ist hier ausgezeichnet bedient, zumal einige Schlüsselartikel direkt und ohne Kostenfolge ausgedruckt werden können.

Informativ ist der Auftritt der *Association Internationale des archives francophones* (www.aiaf.org) mit Hinweisen zu Fachtagungen und Kolloquien: Hier können laufend die aktuellen Diskussionen um archivrechtliche Fragen abgerufen werden. Ebenfalls auf keinen Fall zu umgehen ist der Auftritt des *International Council on Archives (ICA)* (www.ica.org): Die Startseite bietet einen Zugriff auf eine laufend nachgeführte Bibliografie mit



Fachliteratur zu den verschiedensten archivfachlichen Themen, so auch unter 12.2 zu «Legislation, Regulations, Legal Issues», je unterteilt in die verschiedenen Sprachen (www.ica-sae.org/bibliography/bibchapter122.html). Unter «Committees» finden sich weiter Informationen zu den verschiedenen Fachgruppierungen, so beispielsweise auch zum *Committee on Archival Legal Matters*.

Das Europäische Pendant zum International Council on Archives ist das jüngere *European Archival Network (EAN)* (www.european-archival.net/). Von Interesse sind hier beispielsweise die Informationen zu den gegenwärtigen Bestrebungen der europäischen Nationalarchive, gemeinsame Richtlinien für die verschiedenen archivischen Tätigkeiten zu erarbeiten (europäische Archivpolitik). Empfehlenswert ist in diesem Zusammenhang weiter der Link zum *Council of Europe* (www.coe.int/T/E/Cultural_Co-operation/Culture/Assistance_&_Development) mit Informationen über international tätige Arbeitsgruppen und einer – allerdings lückenhaften – Übersicht über die archivrechtlichen und archivpolitischen Tätigkeiten in den verschiedenen Ländern.

Von den verschiedensten – unzähligen – nationalen Vereinigungen soll hier lediglich auf die *Association of Canadian Archivists* (<http://archivists.ca/>) hingewiesen werden, die insbesondere im Bereich der Sicherung, Erschließung und Vermittlung digitaler Unterlagen als besonders innovativ gilt.

AD C)

In zahlreichen Ländern gibt es mindestens eine grössere archivische Fachzeitschrift. Über das Internet sind auch die jeweils letzten Nummern (in der Regel die letzten beiden Jahrgänge) einzusehen; allerdings lassen sich bei einigen Zeitschriften lediglich Zusammenfassungen der Artikel ausdrucken. Für Recherchen in alten

Nummern empfiehlt es sich aber nach wie vor, ein konventionelles Bibliotheksexemplar zu beschaffen (bedeutend billiger als eine Anfrage an den Herausgeber).

Besonders zu empfehlen sind die folgenden Zeitschriften:

Im deutschsprachigen Raum, *Der Archivar, Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen* (www.vda.archiv.net), herausgegeben vom Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv: Neben Artikeln zur Archivtheorie und Archivpraxis jeweils umfangreicher Besprechungsteil. Die Zeitschrift gibt auch so genannte Beibände heraus, die sich jeweils einem speziellen Thema widmen (zumeist Publikationen der Referate eines Deutschen Archivtages). Interessant ist beispielsweise der Beiband «Archive und Gesellschaft» mit den Referaten des 66. Deutschen Archivtags 1995 in Hamburg.

Im englischsprachigen Raum, *The American Archivist* (www.archivists.org/periodicals), herausgegeben von der ebenso alten wie innovativen *Society of American Archivists*: Die Diskussionen, die hier über Probleme des digitalen Zeitalters oder über Fragen des Zugangs zu Unterlagen geführt werden, finden – zeitverzögert – auch in Europa statt. Der Vorteil der Artikel ist, dass praktisch ausnahmslos die ganze internationale Fachliteratur verschiedenster Sprachen verarbeitet wird.

Im englisch- beziehungsweise französischsprachigen Raum, *Archivaria* (archivists.ca/publicat/archivar), herausgegeben von der *Association of Canadian Archivists*: Neben wegweisenden, teilweise auch polemischen Artikeln zur Archivpraxis finden sich hier regelmässig überaus spannende und kontroverse Debatten um archivrechtliche Fragen.

Im französischsprachigen Raum, *La Gazette des Archives*, herausgegeben von der *Revue de l'Association des Archivistes Français*: Die Zeitschrift bietet

interessante, fachübergreifende Artikel an (Einbezug der Ethnologie, Soziologie).

INTERESSANTE ARTIKEL UND BÜCHER

Wie bereits in der Einleitung zum Heftschwerpunkt erwähnt, ist die Menge an Publikationen unerschöpflich. Hier sollen denn auch lediglich einige wenige Einstiegsmöglichkeiten angeboten werden. Ausgesucht wurden ausschliesslich kurze, gut lesbare Übersichtsdarstellungen mit umfangreichen Verweisen auf weitere Literatur. Irritieren lassen sollte man sich nicht von den teilweise alten Erscheinungsdaten: In der Archivwissenschaft braucht es erheblich länger als in der Geschichtswissenschaft, bis ein Standardwerk überholt ist, verändern sich doch die rechtlichen Rahmenbedingungen langsamer als die Konjunkturen bei historischen Fragestellungen.

A) GRUNDSATZFRAGEN IM BEREICH ARCHIVRECHT – ARCHIVZUGANG: ALLGEMEIN

- Eric Ketelaar, «*L'Ethnologie archivistique*», Conférence inaugurale du Colloque européen de l'Association des archivistes français, Strasbourg 1999. → Guter, leicht lesbarer Einstieg in diverse Fragen archivwissenschaftlicher Provenienz.
- Richard M. Kesner, «Archives in the Information Society», *Janus* 1 (1998), 246 f. → Überblicksartikel zu den archivrechtlichen Schwierigkeiten im digitalen Zeitalter.
- Udo Schäfer, «Public Archives between Data Access and Data Protection», *DLM Forum '99* (greifbar unter europa.eu.int/ISPO/dlm/fulltext/full_schaef_en.htm). → Nach wie vor bester Überblick über den Stand der Diskussionen.

B) GRUNDSATZFRAGEN IM BEREICH ARCHIVRECHT – ARCHIVZUGANG: DEUTSCHLAND

- Siegfried Büttner, «Verwaltung und Nutzung personenbezogener Unterlagen nach Bundesarchivgesetz im Bundesarchiv», in Dagmar Unverhau (Hg.), *Das Stasi-Unterlagen-Gesetz im Lichte von Datenschutz und Archivgesetzgebung*, Münster 1998. → Darstellung des Spannungsfeldes zwischen öffentlichem und privatem Interesse anhand eines prominenten Beispiels.
- Karsten Kühnel, «Die allgemeine Sperrfrist für nichtpersonenbezogenes Archivgut. Überlegungen zu einer Reform», *Der Archivar* 1 (2002), 25 ff. → Ausblick auf die mögliche künftige Entwicklung in Deutschland.
- Dieter Krüger, «Datenschutz oder doch Täterschutz? Die Anonymisierung historischer Quellen als Problem des Stasi-Unterlagen-Gesetzes und der Archivgesetze», *Der Archivar* 1 (2000), 34 ff. → Umfassender Grundsatzartikel, der die allgemeinen datenschutz- und archivrechtlichen Fragen gegeneinander abwägt.
- Klaus Oldenhage, «Archival practice with regard to legislation and access in Germany», in *Access to Archives. Legal Aspects. Proceedings of the 32. International Conference of the Round Table on Archives*, Edinburgh 1997. → Hilfreicher Gesamtüberblick über die geltenden archivrechtlichen Grundlagen.

C) GRUNDSATZFRAGEN IM BEREICH ARCHIVRECHT – ARCHIVZUGANG: FRANKREICH

- Direction des Archives de France, *Le droit des Archives*, Paris 1996. → Ausführlicher Überblick über die geltenden Rechtsgrundlagen.
- Vincent Duclert, «Secret, archives et politique», in Jean-Jacques Becker,



Le Secret en Politique, Matériaux pour l'histoire de notre temps 58 (2000).

→ Lohnender und desillusionierender Einblick in die gegenwärtigen Debatten in Frankreich.

– *Les historiens et les archives, Actes de la table ronde organisée le 31 mars 2001 à l'École normale supérieure.*

Revue d'histoire moderne et contemporaine, supplément 2001. → Die gegenwärtigen Spannungsfelder aus der Sicht der Historiker.

– *Les Français et leurs archives. Actes du colloque au Conseil économique et social*, 5 novembre 2001, Paris 2002.

→ Darstellung der verschiedenen Standpunkte von allen, die in der gegenwärtigen Debatte öffentlich auftreten; für Aussenstehende streckenweise irritierend wegen der gehässigen Untertöne.

D) GRUNDSATZFRAGEN IM BEREICH ARCHIVRECHT – ARCHIVZUGANG: VEREINIGTE STAATEN VON AMERIKA

– Richard J. Fox, «Access in the digital information age and the archival mission: The United States», *Journal of the Society of Archivists* 1 (1998), 25 f. → Grundsatzüberlegungen zum Spannungsfeld zwischen archivrechtlichen und datenschutzrechtlichen Fragen.

E) GRUNDSATZFRAGEN IM BEREICH ARCHIVRECHT – ARCHIVZUGANG: KANADA

– Tim Cook, «Archives and Privacy in a Wired World: The Impact of the Personal Information Act (Bill C-6) on Archives» *Archivaria* 53 (2002). → Überblick über die Position der National Archives of Canada und die gegenwärtigen Diskussionen in Kanada.

F) GRUNDSATZFRAGEN IM BEREICH ARCHIVRECHT – ARCHIVZUGANG: RUSSLAND

– Hermann Schreyer, «Reformprozess und Vergangenheitsbewältigung – Betrachtungen zur russischen/sowjetischen Archivgeschichte», *Der Archivar* 2 (2002), 123 ff. → Nützlicher Tour d'Horizon für Neueinsteiger.

– *Archives in Russia, A Directory and Bibliographic Guide to Holdings in Moscow and St Petersburg: English-Language Version* (edited by Patricia Kennedy Grimsted), Armonk (N. Y.), London 2000 (weitere Informationen dazu unter ArcheoBiblioBase, www.interlog.com/moslon/olga/syllabus.htm). → Wird von Benutzerinnen und Benutzern als ausserordentlich hilf- und faktenreich beschrieben.

G) GRUNDSATZFRAGEN IM BEREICH ARCHIVRECHT – ARCHIVZUGANG: SCHWEIZ

– Christoph Graf, «Das staatliche Archivwesen in der Schweiz. Aufgabenteilung und Zusammenarbeit in einem föderalistischen System», in Nicole Bickhoff, *Archivverwaltungen im Systemvergleich – gerüstet für die Zukunft? Kolloquium aus Anlass des 25-jährigen Bestehens der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg*, November 2000, Stuttgart 2002.

– Josef Zwicker, «Ausschuss für Archivrecht zu Gast im Staatsarchiv Basel-Stadt», *Arbido* 7/8 (2001).

Simone Chiquet (Zürich)

ASSOCIATION DES ARCHIVISTES
DU QUÉBEC (ED.)
ARCHIVISTIQUE COMPAREE

ARCHIVES, VOL. 34, NOS 1 ET 2, 2002-2003, 182 P.
CAN \$ 20.-

A qui s'intéresse aux Archives, la revue du même nom, éditée par l'association des archivistes du Québec, offre pour 2002-2003, un numéro précieux. Sont confrontées dans 6 contributions, l'organisation et les pratiques archivistiques de cinq pays: Italie, France, Belgique, Tunisie et Suisse. Le propos n'est donc pas très éloigné des préoccupations de ce numéro de *traverse* et permettra au lecteur francophone de saisir rapidement et de manière synthétique des situations très disparates.

Ce dossier offre des informations sur les lois en vigueur en matière d'archives et leurs délicate articulation aux règles édictées en matière de protection de la vie privée. Le plus gros de chaque article concerne le métier d'archiviste, son organisation administrative et associative, notamment le mode de «couverture» territoriale qui prévaut. A ce titre, le lecteur suisse comprendra peut-être mieux ce que signifie la structure d'Etat centralisée française dont le raffinement hiérarchique et les cloisonnements semblent sans égal.

Ces contributions solides rappellent les missions et objectifs des différentes instances en charge d'archives. Rédigées pour décrire dans une approche comparée des modes de fonctionnement, il faut lire avec attention ces textes pour y percevoir une réalité généralement moins enthousiasmante que le panorama formel des doctrines, des modes prescrits de versement et des défis lancés à la profession ne laisse accroire. Un seul exemple.

En Italie, Maria Barbara Bertini signale le délicat problème des locaux

d'archives souvent anciens, inadaptés à la conservation, dont la rénovation suppose des coûts prohibitifs ou qui, parce qu'ils sont eux-mêmes des biens culturels, ne peuvent être aisément transformés. A cela s'ajoute un vieillissement des archivistes faute de mise au concours de nouveaux postes depuis les années... 1980 et un remodelage des écoles de formation pour mieux préparer les archivistes à la transformation des administrations. C'est finalement dans son dernier paragraphe, qu'elle aborde le problème de l'argent pour souligner la faiblesse des moyens financiers mis à disposition. «J'espère seulement [dit-elle] que lorsque les instances politiques considéreront cette situation, il ne sera pas alors trop tard pour sauver les archives.» (34).

Depuis la date de rédaction de sa contribution, la profession a été alertée par les archivistes italiens de la paralysie qui risquait de gagner les institutions d'archives de l'Etat et des Superintendances, du fait de la décision politique d'infliger des coupes budgétaires drastiques («Le riduzioni, che interessano soprattutto i capitoli di funzionamento, oscillano tra il 40 e il 60% del fabbisogno, determinato dagli effettivi consumi di energia elettrica, gas metano, acqua, pulizia locali, tassa di nettezza urbana, manutenzione ordinaria degli impianti.» Archivi 23, SOS Per gli archivi, email du 31 mars 2003). No comment.

La contribution fournie par Barbara Roth et François Burgy, est une utile mise au point sur le cas helvétique que tous les historiens et surtout les étudiants en histoire devraient avoir lu, car elle apporte d'utiles précisions sur l'ensemble de la profession et n'oblitére pas la prise en compte du rapport entre archives, société et écriture de l'histoire.

Frédéric Sardet (Lausanne)

ALLGEMEINE BESPRECHUNGEN COMPTES RENDUS GENERAUX

NORBERT FURRER
WAS IST GESCHICHTE?
EINFÜHRUNG
IN DIE HISTORISCHE METHODE

CHRONOS, ZÜRICH 2003, 203 S., FR. 28.-

Ist Geschichte eine Wissenschaft oder eine Kunst? Wer auf diese Frage (heute noch) eine Antwort sucht, findet bei Norbert Furrer eine unmissverständliche Antwort.

Sein Buch besteht aus zwei Teilen: einer äusserst knappen Darstellung der Methode und einem sehr viel umfangreicheren Reader mit oft nur wenige Zeilen umfassenden Auszügen aus Texten von Autoren wie beispielsweise Marc Bloch, Norbert Elias oder Richard van Dülmen. Diese sind jeweils als Ergänzung zu den Anmerkungen zu lesen.

Im methodischen Teil werden in sieben kurzen Kapiteln zuerst der Begriff, dann der Inhalt, das Objekt, das Analyseverfahren, die Kenntnisse, das Wissen und das Bewusstsein von Geschichte behandelt.

Begrifflich versteht Furrer unter Geschichte nichts anderes als den wissenschaftlichen Diskurs. Geschichte ist nicht etwas, das ausserhalb dieses Diskurses steht und einfach passiert, sondern sie wird von den Historikerinnen und Historikern je nach deren Interessenlage ständig neu und umgeschrieben.

Inhalt der Geschichte ist das *Werden*. Und zwar nicht nur das menschliche, sondern auch das Werden der Natur. Charakteristisch für das Werden – im Gegensatz zum Sein – sind die beobachtbaren *Veränderungen* eines bestimmten Untersuchungsgegenstands beziehungs-

weise des zu untersuchenden *Objekts*. Da aber nicht nur der Mensch und das von ihm Geschaffene, sondern auch die belebte und die unbelebte Natur Gegenstand der Geschichtsforschung sind, wird die Geschichtsmethode als *disziplinenübergreifende Materie* betrachtet, die immer auch auf Ergebnisse anderer Wissenschaftszweige zurückgreifen muss. Sie ist somit eine *Universaldisziplin*.

Zur Methode gehört es, zuerst das *Objekt* zu bestimmen. Furrer unterscheidet zwischen einem Material- und einem Formalobjekt. *Materialobjekte* können nur veränderte Gegenstände wie zum Beispiel das Skelett eines ausgestorbenen Tieres, die Ruinen einer Burg oder die Briefe eines Verstorbenen sein. Nur was von der Vergangenheit übriggeblieben, aber heute noch beobachtbar ist, lässt sich wissenschaftlich erforschen, und zwar indem man den fraglichen Gegenstand *aktualisiert*, ihn in Beziehung zu aktuellen Objekten stellt und ihn mit diesen vergleicht. Die Bedeutung dieser Beziehung nennt Furrer *Alterität*, *Andersartigkeit* oder *Anderssein*.

Unter Materialobjekten sind also schlicht Quellen zu verstehen. Und man fragt sich, weshalb Furrer hier einen neuen Begriff einführt, zumal er seine Materialobjekte auf recht konventionelle Weise typologisiert, in dem er sie in *serielle* und *punktuelle* Quellen einteilt. Offenbar benötigt er die Einführung dieses neuen Begriffs, um ihn demjenigen des *Formalobjekts* gegenüberstellen zu können, mit dem eine weitere Dimension von Quellen erklärt werden soll, nämlich die Bestimmung *der für die Geschichte relevanten Eigenschaften* eines Material-

objekts. Diese beziehen sich auf die Daterbarkeit. Sie sind entweder gleichzeitig oder ungleichzeitig. *Sie positionieren sich gegenseitig auf der diachronischen und synchronischen Achse des Werdens.* Aufgabe der Historikerin und des Historikers ist es nun, die datierten Objekte auf die beiden Achsen zu verteilen. So ergeben sich entweder diachronische Längsschnitte, in denen ein eng gefasstes Objekt möglichst kontinuierlich und möglichst lang beobachtet wird, oder ein synchronischer Querschnitt, durch den ein möglichst breiter oder komplexer Gegenstand erfasst werden soll. Furrer empfiehlt den Historikerinnen und Historikern, sich um einen Ausgleich dieser beiden Ansätze zu bemühen und eine *panchronische* Synthese zwischen Diachronie und Synchronie anzustreben, unterlässt es jedoch, die Art und Weise, wie dies zu geschehen hätte, näher auszuführen.

Nach diesen sehr abstrakt wirkenden Ausführungen folgen die praktischen *Lehrsätze* für Historikerinnen und Historiker. Bezeichnenderweise beginnt das Analysekapitel denn auch mit der Feststellung: *Die Analyse eines jeden historischen (Formal-)Objekts umfasst fünf Etappen.*

Die erste Etappe besteht in der Definition des zu analysierenden Korpus. Will man zum Beispiel eine Geschichte der Städte Westeuropas vom 11. bis zum 19. Jahrhundert schreiben, muss man zuerst definieren, was eine Stadt ist, sonst läuft man Gefahr, Siedlungen mit einzubeziehnen, die gar keine Städte sind. Zwei Grundtypen des Werdens müssen in diesem Zusammenhang unterschieden werden: Erstens die *Entwicklung* beziehungsweise ein *stufenförmiges Werden* von Objekten, die zwar anders, aber kaum verschieden sind. Und zweitens die *Evolution*, ein *baum- oder buschförmiges Werden* von Untersuchungsgegenständen, die sowohl anders als auch verschieden sind,

wie beispielsweise Affen und Menschen.

Der zweite Analyseschritt ist die *Periodisierung*. Hier geht es darum, das Sein des Gegenstands zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erfassen, nachdem er sich verändert hat und bevor er sich wieder verändert. Als *Periode* wird die Zeit bezeichnet, in der sich ein Gegenstand nicht verändert. Furrer unterscheidet vier Typen von Perioden: *Äonen* (das Archaikum), *Epochen* (das Ancien Régime), *Ären* (Ära Kohl) und *Phasen* (Revolutionen).

Die *Serienbildung* innerhalb der Periode ist dann der nächste Arbeitsgang der Historikerin oder des Historikers. Zuerst müssen die Elemente beziehungsweise die *Variablen* einer Periode bestimmt und auf der Zeitachse chronologisch geordnet werden. So lassen sich bestimmte *Bewegungen* – hier *Variationen* genannt – innerhalb der Periode feststellen. Das Strassennetz eines Landes kann dann zum Beispiel in einer bestimmten Periode konstant erscheinen, während die Zahl der Verkehrsmittel drastisch (also dynamisch) ansteigt. Als nächstes gilt es, verschiedene Serien miteinander in *Korrelation* zu bringen. Dies führt zu Feststellungen wie der, dass in England vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert eine negative Korrelation zwischen der Bevölkerungsentwicklung und den Reallöhnen bestand. Schliesslich müssen solche Erkenntnisse aber auch noch verallgemeinert werden. Dies geschieht dadurch, dass sich die Historikerin oder der Historiker fragt, was anstelle dessen, was wirklich geschehen ist, hätte geschehen können. Die Antworten darauf werden in einem *Alternativenparadigma* gesammelt. Aus der Abfolge solcher Alternativparadigmen leitet Furrer dann eine Typologie des Werdens ab. Vorstellbar seien (1) ein sich ausweitendes, *explodierendes* Werden, das auf eine immer grössere Zahl von Alternativen hientiert, (2) ein sich einengendes, *implodierendes* Werden, das zu einer fort-



schreitenden Reduktion der Alternativen führt und (3) ein offenes, *äquilibriertes* Werden, das verlorene Alternativen ständig durch neue ersetzt.

Spätestens hier fragt man sich, wieso es sinnvoll sein sollte, die historische Methode in ein derartig künstlich systematisiertes Korsett zu zwängen. Wo bleibt da die Phantasie, ohne die im Übrigen auch der Naturwissenschaftler nicht auskommt? Kann beziehungsweise darf sich Geschichte tatsächlich nur über ein solch modellhaft methodisches Konstrukt legitimieren? Offenbar schon, denn auch in den drei folgenden Kapiteln, die im Wesentlichen einige geschichtsphilosophische Gedankengänge des Autors enthalten, wird die Systematisierung fortgesetzt.

So betreffen historische *Kenntnisse* nach Meinung des Autors nur in der Vergangenheit bereits abgeschlossene Veränderungen. Es gibt (1) *kurzfristige* Veränderungen, die nicht länger dauern als ein Menschenleben und direkt beobachtet werden können, (2) *Mittelfristige* Veränderungen, die mehrere Jahrzehnte oder Jahrhunderte benötigen und sich daher nur indirekt beobachten lassen, und (3) *langfristige* Veränderungen, zu denen beispielsweise die Bildung unseres Sonnensystems gehört, die aber nur induktiv oder deduktiv erschlossen werden können. Eine Geschichte der Aidsepidemie kann demnach heute noch gar nicht geschrieben werden, weil sie noch nicht abgeschlossen ist.

Mit historischem *Wissen* meint der Autor die Fähigkeit, historische Kenntnisse nutzbar zu machen. Es ist zukunftsgerichtet und soll – etwas platt ausgedrückt – mithelfen, die Menschen davor zu bewahren, nochmals die gleichen Fehler wie in der Vergangenheit zu begehen.

Das *Bewusstsein* schliesslich, welches die Beschäftigung mit der Geschichte evoziert, ist politischer, moralischer oder religiöser Natur. Es erlaubt dem Men-

schen, Veränderungen besser zu verarbeiten. Selbstverständlich darf auch in diesem letzten Kapitel eine Typologie nicht fehlen und es wird zwischen *wünschbaren*, nämlich dem reformatorischen und dem innovatorischen, sowie *unerwünschten*, nämlich dem konservativen und dem traditionalistischen Bewusstsein unterschieden.

Wie der Autor in der Einleitung selbst bemerkt, ist das vorliegende Buch aus seiner Arbeit als Historiker und Dozent entstanden. Es ist deshalb einerseits als konkrete Handlungsanweisung für angehende Historikerinnen und Historiker und andererseits als Diskussionsgrundlage für theoretische Fragestellungen im Unterricht zu verstehen. Indem jedoch rigoros über den (immer noch) anhaltenden theoretischen Diskurs hinweggegangen wird und bedeutende methodische Ansätze, wie beispielsweise die der *Annales* oder des *linguistic turn* – trotz der entsprechenden Textbeispiele im Reader – im Grunde völlig ausgeblendet werden, erfüllt es diesen Anspruch nicht. Es ist zwar in mancherlei Hinsicht anregend und diskussionswürdig. Als Grundlagenlektüre in einem Proseminar dürfte es jedoch kaum verwendet werden.

Marianne Bärtschi (Zürich)

ULRICH VONRUF
**DIE POLITISCHE FÜHRUNGSGRUPPE
 ZÜRICHS ZUR ZEIT VON HANS
 WALDMANN (1450–1489)**
 STRUKTUR, POLITISCHE NETWORKS
 UND DIE SOZIALEN BEZIEHUNGS-
 TYPEN VERWANDTSCHAFT,
 FREUNDSCHAFT UND PATRON-
 KLIENT-BEZIEHUNG

PETER LANG, BERN 2002, 412 S., FR. 65.–

«Als man zalt von der geburt crysty, un-
 sers lieben heeren, 1489 jar, was ein bur-
 germeister zu Zürich, der hiess Hans
 Waldman. Der underwand sich ouch myt
 ettlichen mithelfferen söliches gewaltz und
 eigenschaft, das er meint, die ganz lant-
 schaft im ganzen Zürichpiett und her-
 schaft ganz und gar nach synem willen
 mitt fil nüwen uffsetzen undertenig zu
 machen und zu herschen [...]» Mit die-
 sen Worten beginnt der bekannte Högger
 Bericht seine Schilderung jener Ereig-
 nisse, die dem Bürgermeister Hans Wald-
 mann schliesslich den Kopf kosteten.
 Waldmann zählt zweifellos zu den schil-
 lerndesten Figuren der Zürcher Geschichte,
 ebenso faszinierend wie umstritten. Kein
 Wunder deshalb, dass zahlreiche Publika-
 tionen sich mit dem Geschehen von 1489
 befassen haben. Alle konzentrierten sich
 bisher auf die Person Waldmanns, wäh-
 rend die «Mithelfer» im Dunkeln blieben.

Diese Lücke füllt jetzt eine Zürcher
 Dissertation, die im Rahmen des von Pro-
 fessor Hans-Jörg Gilomen betreuten Na-
 tionalfonds-Projekts «Soziale Beziehun-
 gen im Alltag einer spätmittelalterlichen
 Stadt – Zürich im 15. Jahrhundert» ent-
 standen ist. Der Autor, Ulrich Vonrufs,
 sucht am Beispiel von Waldmann das
 informelle Netzwerk der Zürcher Füh-
 rungsgruppe und damit das Beziehungs-
 geflecht eines «Stadt-Tyrannen» aufzu-
 schlüsseln. Dabei kann er sich nicht nur
 auf die im Rahmen des NF-Projekts ent-
 standene Datenbank, sondern vor allem

auch auf umfangreiche Vorarbeiten von
 Gagliardi, Morf und Schliker stützen.
 Zürich verfügt in der zweiten Hälfte des
 15. Jahrhunderts über eine vergleichs-
 weise hervorragende Quellenbasis für
 prosopografische Fragestellungen, wäh-
 rend die mit Waldmanns Sturz zusam-
 menhängenden Gerichtsakten Einblick
 geben in das normalerweise kaum fass-
 bare Beziehungsgeflecht der einfluss-
 reichsten Politiker.

Vonrufs gliedert seine Arbeit in drei
 Abschnitte. In einem ersten Kapitel wer-
 den die Institutionen der Macht wie die
 Zusammensetzung der Führungsgruppe
 näher dargestellt. Auffallend ist der Be-
 deutungszuwachs des Zunftmeisterkol-
 legiums auf Kosten des Kleinen Rats und
 der bisher tonangebenden Konstaffel wie
 Safran- und Meisenzunft. Im politischen
 Alltag zeichnet sich ein «innerster Kreis»
 der Macht von etwas mehr als einem Dut-
 zend Männern ab, der aus vermögenden
 Rentnern und/oder Händlern besteht, sich
 an adligem Vorbild orientiert, zum Teil
 überaus lange Einfluss ausübt und für die
 offiziellen Kontakte nach aussen beinahe
 eine Monopolstellung einnimmt. Diese
 «Elite» ist aber keine geschlossene Grup-
 pe, sondern besteht aus mehreren Grup-
 pierungen, die grundsätzlich, so Vonrufs,
 eine Konsenspolitik anstreben.

Diese Gruppierungen stehen im Mit-
 telpunkt des zweiten Kapitels, das die
 Bedeutung von Verwandtschaft, Freund-
 schaft und Patron-Klient-Beziehungen
 aufzeigt. Vonrufs stützt sich auf die be-
 kannten Theorieansätze ab – im Vorder-
 grund stehen Reinhard und Pfister – und
 schält im Falle von Zürich Pensionen als
 entscheidende Neuerung heraus. Dank
 seiner Stellung als begehrter Broker ver-
 mag Waldmann nicht nur sein Vermögen
 zu vervielfachen, sondern sich auch den
 Zugang zu üppig fliessenden Ressourcen
 zu sichern, mit Hilfe derer er Klienten an
 sich bindet. Damit rücken Person und



Netzwerk von Hans Waldmann ins Blickfeld, die in einem dritten Abschnitt ausführlicher vorgestellt und abschliessend kurz mit dem Beziehungsgeflecht der Konstaffel verglichen werden.

Entgegen der traditionellen Forschung war Waldmann keineswegs ein Aufsteiger aus bescheidenen Verhältnissen. Der spätere Bürgermeister stützte sich auf rund 30 Personen ab, viele seiner Anhänger unter der zünftischen Oberschicht waren Verwandte. In den 1480er-Jahren bestimmte ein über eine Zweitheirat indirekt miteinander verwandtes «Triumvirat» bestehend aus Bürgermeister Röist, Obristzunftmeister Widmer und Waldmann die Zürcher Politik. Ein beträchtlicher Teil der Kleinräte zählte damit zu diesem Verwandtschafts-*network*. Ab 1485 nahm dann Waldmann eine tyrannenähnliche Stellung ein, gestützt wohl vor allem auf die immer reichlicher fliessenden Pensionen. Spitzenpolitik fand damit praktisch in familiärem Rahmen statt, während entferntere, allen sozialen Schichten angehörende Parteigänger über Geldzuschüsse, Ämtervergaben oder auch eine Tischgesellschaft bei Laune gehalten wurden. Das Waldmann-Netzwerk blieb aber weitgehend ein zünftisch geprägtes; die meisten Konstaffler gingen auf Distanz, während die Landbevölkerung ausgeschlossen war – was Waldmann schliesslich ins Verderben stürzte.

Mit dem Aufzeigen der politisch-sozialen Strukturen hinter Hans Waldmann hat Vonrufs einem neuen Verständnis der Zürcher Geschichte einen zweifellos wichtigen Baustein beigelegt. Ob nun damit gleich «erstmalig im deutschen Sprachraum für das Mittelalter die Funktionsweise und die Beziehungen innerhalb einer stadtbeherrschenden politischen Gruppierung» (331) untersucht werden konnte und Waldmann der wohl mächtigste deutsche Stadtyrann war (198), muss hingegen bezweifelt werden, zumal

weder die städtische Politik, die Gegenspieler des Bürgermeisters oder die Gründe seines Sturzes ausführlicher behandelt werden. Nicht immer scheint der Autor vor allzu grosser Nähe zu seiner «Hauptperson» gefeit, wenn er aus dem Geburtsdörfchen Blickensdorf ein «Städtchen» (199) macht, die Vogtei über drei zum Teil bescheidene Dörfer als Besitz über «relativ grosse, geschlossene Gebiete auf der Zürcher Landschaft» interpretiert (198) und die Hinrichtung des Bürgermeisters als «Justizmord» schildert. (198)

Wie Vonrufs selber einräumt, fällt der Nachweis von Netzwerken angesichts des Fehlens von Privatbriefen ausserordentlich schwer. Indizien sind nicht immer, wie der Autor oft vorausschickt, klare Beweise, und ob alle angeblichen Parteigänger Waldmanns wirklich immer und über einen längeren Zeitraum die gleichen Interessen vertraten, ist wohl eher fraglich. Das weit gehende Ausblenden des regionalen politischen Rahmens – nicht ganz zufällig findet zwischen 1470 und 1489 im Zürcher Stadtstaat eine tief greifende Modernisierung statt – wie auch der ausbleibende Vergleich mit anderen eidgenössischen Potentaten wie etwa die Berner Hofmeister und Diessbach, die Luzerner Hertenstein und Hassfurter oder der Schwyzer Reding, die dank der Kombination von Politik mit Pensionenwesen und Freischarenzügen zum Teil erstaunlichen Reichtum und Einfluss zu gewinnen vermochten, schmälern überdies die Aussagekraft des Ansatzes. Gerade beim für Waldmann so entscheidenden Pensionenwesen hinterlässt der meist auf Gagliardi beschränkte Quellenkorpus und der Verzicht auf eigene weiter gehende Recherchen zum Beispiel im Tiroler Landesarchiv eine schmerzliche Lücke, entsprechend handelt Vonrufs die historischen Grundlagen nur knapp und nicht immer korrekt ab. Zu Bedauern ist insbesondere die fehlende Berücksichtigung der für das

Pensionenwesen zentralen Habilitationsschrift von Valentin Groebner wie auch aktuellerer Literatur über das zürcherisch-habsburgische Verhältnis. Damit bleiben die gelegentlich repetitiven Ausführungen des Autors oft im Allgemeinen und fehlt eine grundsätzliche Wertung der Person und Politik Waldmanns vor zürcherischem und eidgenössischem Hintergrund. Der Bürgermeister und «Tyrann» lässt sich zwar dank Vonrufs besser fassen, hat aber noch lange nicht alle Rätsel seines faszinierenden Lebens preisgegeben.

Peter Niederhäuser (Winterthur)

**BRUNO FRITZSCHE, THOMAS FREY,
URS REY, SANDRA ROMER
HISTORISCHER STRUKTURATLAS
DER SCHWEIZ
DIE ENTSTEHUNG DER MODERNEN
SCHWEIZ**

BADEN, HIER + JETZT, 2001, 208 P., 75.80

Cet ouvrage remarquable a pour but de visualiser les changements de la structure spatiale de la Suisse durant le long XIXe siècle, de 1798 à 1914. Près de 300 cartes en couleur sont ainsi présentées dans un volume sobre mais de très belle facture où le choix des couleurs atteint toujours l'essentiel, à savoir assurer une lisibilité parfaite des phénomènes représentés. Chaque double page est consacrée à un thème avec à gauche un texte explicatif de mise en contexte accessible dont le propos se veut généralisateur et fournit les informations nécessaires à la compréhension des cartes de la page de droite. L'ensemble est ordonné selon quatre grands thèmes: démographie et habitat, trafic et communications, économie, société. On trouve bien évidemment des séries cartographiques attendues comme les indicateurs démographiques,

les équipements de voies de communication et les indispensables cartes des activités. Occupant plus du tiers du livre, les cartes économiques détaillent la répartition des branches économiques, l'occupation du sol agricole, les diverses industries mais aussi, ce qui est très neuf, les branches d'activité du secteur tertiaire avec, par exemple, des cartes montrant les infrastructures médicales et sanitaires ou l'importance de l'administration en termes d'emplois. A côté d'indicateurs comme les divorces, les suicides, quelques votations fédérales à enjeu de société marqués, on trouve aussi la mise à plat d'informations plus conventionnelles comme les langues, les confessions et la proportion d'étrangers. L'originalité de l'entreprise réside surtout dans son effort de visualiser des phénomènes peu présents encore dans la cartographie historique en Suisse: au nombre de ceux-ci, les bibliothèques, les tendances politiques des journaux mais aussi le trafic postal ou le nombre d'avocats. Un gros effort a été consenti pour visualiser la dynamique des mouvements migratoires à l'intérieur du pays ainsi que les déplacements de travail. L'accessibilité et le potentiel de desserte des villes par les moyens de transports sont des thèmes particulièrement réussis.

On imagine aisément qu'une telle entreprise est fortement tributaire des sources à disposition. Des informations précises sur la répartition socioprofessionnelle des actifs ne sont guère disponibles avant 1870. C'est à ce moment-là, en effet, que la Suisse entre vraiment dans l'âge statistique avec un apogée en 1910, année dont le recensement très riche reste inégalé. Cette dépendance des séries numériques explique pourquoi, malgré les ambitions affichées, l'atlas privilégie très largement la période 1870-1910.

Des choix méthodologiques très cohérents président à l'élaboration de l'en-



semble. Les concepteurs de l'atlas ont voulu valoriser l'échelle régionale en intégrant les acquis d'une problématique des disparités régionales et des modèles centre – périphérie dont on sait l'importance politique qu'elle a acquise en Suisse depuis les années 1960. Dans cette mouvance, l'Atlas historique prolonge les principes mis en œuvre il y a plus de 15 ans par l'atlas structurel (*Strukturatlas der Schweiz*) de Martin Schuler et Matthias Bopp. Lui aussi très novateur, ce premier atlas utilisait intelligemment les possibilités de la cartographie automatique. Il avait rendu visibles les données du recensement de 1980. Avec le nouvel atlas dirigé par Bruno Fritzsche, on opte résolument pour un ancrage dans le passé. On retrouve cependant le principe de base selon lequel les données sont classées le plus souvent par districts. Cette échelle est choisie de préférence à l'échelle de la commune parce qu'elle agrège mieux les phénomènes. On s'en aperçoit avec les belles cartes des bassins migratoires, lesquelles produisent des résultats étonnants qui permettent de nuancer les modèles habituels sur la place des Alpes: ces dernières alimentent, en effet, les migrations outre-mer mais peu encore les migrations intérieures. Bien sûr, comme c'est le cas avec n'importe quelle échelle, le mode de représentation par district peut aussi causer des distorsions visuelles. Les auteurs de l'atlas en ont conscience et ont pris soin de définir les limites heuristiques de leur choix. Il n'empêche. L'échelle du district n'est probablement pas la plus adéquate pour rendre compte de tous les phénomènes démographiques. Elle traduit par exemple très imparfaitement le phénomène urbain, assez mal représenté dans cet atlas. C'est paradoxal dans la mesure où, omniprésentes dans les textes explicatifs, les villes ne se voient qu'indirectement sur les cartes. En effet, des teintes de couleurs à plat ne sont pas le meilleur

procédé graphique pour faire ressortir des polarisations régionales qui se distinguent nettement plus clairement par des formes géométriques où on peut faire varier la taille. Certaines cartes plus sophistiquées sont aussi difficiles à lire pour le non spécialiste: on aurait pu proposer de guider la lecture de manière plus directive parfois. Laisser entièrement au lecteur le soin de l'interprétation et des effets de sens nous semble un a priori quelque peu paresseux. Enfin, la bibliographie en annexe ne rend compte qu'imparfaitement des efforts de la recherche dans de nombreux domaines (ceux de la perception des disparités régionales dans l'histoire par exemple). Il aurait été intéressant aussi de rendre accessible (par internet?) les bases de données constituées pour l'établissement des cartes. Mais ce ne sont là que des remarques de détail compte tenu de l'importance de ce travail qui fait honneur aux chercheurs de la *Forschungsstelle* en histoire économique et sociale de l'université de Zurich.

François Walter (Genève)

**DOMINIQUE QUADRONI ET
YVES FROIDEVAUX (PRESENTATION)
QUAND LA SUISSE S'EXPOSE
LES EXPOSITIONS NATIONALES
XIX^E–XX^E SIECLES**

REVUE HISTORIQUE NEUCHATELOISE 2002/1–2,
106 P., FS. 35.–

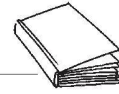
A tort ou à raison, Expo.02 a fait couler beaucoup d'encre l'année dernière. Sujet haut en couleur, dans tous les domaines, elle a fortement titillé la plume des journalistes et d'une kyrielle de spécialistes (sociologues, politiques, économistes, etc.) désireux de disséquer sous ses moindres coutures la benjamine des manifestations par excellence du nationalisme suisse.

Dans ce concert de réflexions parfois discordantes, il ne manquait que la voix des historiens. C'est désormais chose faite grâce à la *Revue historique neuchâteloise*. Dans sa livraison de janvier-juin 2002, et sous le titre évocateur de «Quand la Suisse s'expose. Les expositions nationales. XIXe-XXe siècles», la *Revue* apporte son écot à la discussion en publiant l'essentiel des communications d'un colloque, tenu le 3 novembre 2001 à la Chaux-de-Fonds, sous l'égide de la Société d'histoire et d'archéologie du canton de Neuchâtel (SHAN). La date du colloque peut surprendre, car les historiens anticipent rarement les célébrations à venir. Les déboires financiers qui ont retardé d'une année le lancement de la sixième exposition nationale expliquent peut-être cet anachronisme, même si la *Revue*, dans sa brève présentation du numéro, se plaît, elle, à souligner le caractère prospectif de l'initiative de la SHAN (3). Il n'en demeure pas moins que cette louable intention s'épuise deux lignes plus loin. Car à une histoire, certes risquée mais exaltante, du temps présent, donc de l'Expo.01-02, la SHAN a préféré au final une démarche plus classique, et, tradition helvétique oblige, plus consensuelle, en inscrivant «cet événement dans la durée, [et] en soumettant au public quelques aspects de l'histoire de ces expositions» (3). Il ne manque que le qualificatif de «passées» pour que cette phrase fasse office, à elle seule, de catalogue des contributions.

A la lecture de celles-ci, on retiendra avant tout l'article de Georg Kreis (Expositions nationales 1800-2000 – Quelles réponses à quels besoins) qui, dans sa vision à la fois globale et comparative du phénomène de l'exposition nationale, a le mérite de s'interroger, de manière critique, sur l'essence même du désir des Suisses à s'exposer. L'auteur démontre de manière convaincante le caractère haute-

ment didactique, suscité lui-même par un besoin social, attaché autrefois à ces démonstrations populaires. Autrefois? Oui, car pour ce qui est de la nouvelle exposition en gestation, le constat que tire Georg Kreis en conclusion à sa communication est plus qu'amer. Expo.02 a, en effet, perdu cette fonction d'information pour ne devenir qu'une entreprise ludique, commerciale et individualiste. A l'image même de la société qui la conçoit, serait-on tenté de dire...

Yves Froidevaux (Nature et artifice: Village suisse et Village nègre à l'Exposition nationale de Genève, 1896) et Damien Pattaroni (1939-1964: pérennité ou effritement du concept de défense spirituelle?) s'essayaient, eux aussi, avec plus ou moins de bonheur, à l'histoire comparative. Déconstruisant, selon ses termes, le bricolage symbolique qui sous-tend la présence de ces deux villages Potemkine au sein de l'exposition nationale de 1896, Yves Froidevaux en déduit qu'ils sont complémentaires dans la construction, sur un plan interne et externe, de l'identité suisse; le premier en synthétisant l'essence même de cette suissitude; le second en faisant office de pôle répulsif et en permettant à l'Helvétie de s'intégrer dans le concert des nations blanches. Pour intéressante qu'elle soit, cette hypothèse joue peut-être trop sur une réflexion *a posteriori*. Car s'il ne fait aucun doute que le Village nègre – véritable zoo humain – remplit parfaitement son rôle, il n'est pas aussi certain que le visiteur genevois ait éprouvé des sentiments différents et tout aussi exotiques à la vue du chef «nègre» qu'à celle de l'armailli appenzelois. Quant au concept de défense spirituelle au travers de la *Landi*, puis de l'Expo de 1964 que nous présente Damien Pattaroni, force est de constater qu'il est tributaire tout à la fois du temps qui passe et de l'évolution de la société. Mais pouvait-il vraiment en être autrement?



Dans le domaine de l'histoire des genres cette fois, Agnes Nienhaus se demande si les expositions nationales passées furent, elles aussi, le reflet de la domination masculine sur la société suisse (Les expositions nationales: une affaire d'hommes?). Là aussi, point de surprise. Toutefois, l'auteur dépasse bien vite ce lieu commun pour s'attarder sur les stratégies mises en œuvre par le «deuxième sexe» pour s'exposer, lui aussi, dans ces manifestations publiques. Par la présentation de leurs intérêts, par un engagement concret en faveur des employées des expositions nationales, mais aussi par le jeu de la critique et de la revendication ou encore en organisant, en parallèle, leurs propres manifestations (à l'image des deux expositions nationales du travail féminin de 1928 et de 1958), une présence féminine, même si elle reste secondaire, accompagne ainsi le déroulement des *Landi*, Expo ou autres. Toutefois, ces différentes démarches sont entachées de l'élitisme «bourgeois» qui caractérise celles qui les parrainent, et se révéleront peu susceptibles d'ébranler les bastions masculins. On le voit, à une histoire du genre se superpose une histoire de classes, où les différences sexuelles ne sont que relatives.

Dans un article touffu, mais passionnant, Frédéric Sardet s'intéresse aux prémices d'une Exposition nationale, celle de 1964 (Dans les coulisses de l'Exposition nationale suisse de 1964. Débat pour un emplacement, 1955–1959). D'emblée, l'angle d'approche déborde largement la simple question de la localisation de la future exposition pour embrasser la problématique toujours d'actualité de l'aménagement du territoire. Bien évidemment, la dimension politique est omniprésente dans toute action aménagiste et les débats qui entourent la réalisation d'Expo 64 n'en sont pas exempts. Mais ils opposent également deux conceptions de ce que

doit représenter une exposition nationale: une fiction transitoire pour les uns, une impulsion dans la manière de concevoir rationnellement et sur le long terme l'urbanisation pour l'architecte Marx Lévy, auteur d'un projet visionnaire et révolutionnaire. A défaut d'avoir réussi à imposer ses vues, cet admirateur de Le Corbusier aura néanmoins eu le mérite de contribuer «à l'émergence d'une nouvelle donne intégrant l'aménagement du territoire comme technique administrative au service du politique». (71)

La livraison de la Revue historique neuchâteloise contient encore des «notes» sur la tradition du *Village suisse* après 1896, rédigées en marge du colloque de la SHAN par Natacha Aubert.

Daniel Palmieri (Genève)

**HANS ULRICH JOST
ET STEFANIE PREZIOSO (ED.)
RELATIONS INTERNATIONALES,
ECHANGES CULTURELS
ET RESEAUX INTELLECTUELS
ACTES DU COLLOQUE DU 3^E CYCLE
ROMAND D'HISTOIRE MODERNE ET
CONTEMPORAINE (LAUSANNE-
FRIBOURG, 8–23 FEVRIER 2001)**

LAUSANNE, EDITIONS ANTIPODES, 2002, 190 P.,
FS. 28.-

Si l'historien des relations diplomatiques dispose de nombreuses sources dans les archives d'Etat et d'instruments de travail comme les publications de documents diplomatiques de certains pays, dont la Suisse avec les Document Diplomatiques Suisses, les sources des réseaux culturels et intellectuels sont plus difficilement décelables. Il doit les chercher dans les journaux intimes, les archives d'associations, de fondations ou de maisons d'éditions et de sociétés semi- ou paraétatiques et, évidemment, dans les mémoires d'in-

telle que les intellectuels et d'écrivains; la liste n'est de loin pas complète. Les contributions de cet ouvrage proposent un aperçu impressionnant de sources utilisées pour nous faire découvrir la variété de formes que prennent les échanges et réseaux culturels et intellectuels. On y trouve de nombreuses personnalités, actives non seulement dans les associations décrites, mais aussi dans l'économie, l'Université ou la politique. Il aurait d'ailleurs été judicieux de pouvoir disposer d'un index de personnes, afin d'orienter le lecteur des contributions et, surtout, les chercheurs travaillant dans les nombreux domaines abordés par les auteurs.

Ces contributions ont été présentées lors d'un colloque de 3e cycle où «il s'agissait [...] d'élaborer différentes approches permettant d'illustrer la présence de pratiques ou de valeurs culturelles dans les départements des affaires étrangères, les milieux diplomatiques et intellectuels, ou encore au sein des organisations internationales». Onze contributions sont publiées dont les sujets sont, malgré un thème commun, très divers et de qualité inégale puisque parmi les participants nous trouvons de jeunes chercheurs et d'autres déjà confirmés.

Le livre s'ouvre par une contribution, très stimulante pour l'historien, d'Irène Herrmann, qui nous narre la construction du «conte de la nation» et ses phases – une image changeante au fil du temps et aux besoins idéologiques d'une époque. A la lecture de cette contribution, on est saisi par la degré de manipulation que subit l'histoire officielle de la Suisse et, par conséquent, par le décalage entre le modèle et la réalité. Deux événements récents peuvent illustrer ce propos. D'une part, en 1989 la célébration du 50e anniversaire de la mobilisation, événement choquant pour ceux qui concevaient la guerre comme une catastrophe à l'échelle mondiale et, d'autre part, la crise des

fonds en déshérence, quand l'image de la Suisse renvoyée par l'étranger ne correspondit plus à celle qu'avaient enseignée les livres d'école.

Avec les contributions de Dario Gerardi sur l'*Associazione svizzera per i rapporti culturali ed economici con l'Italia*, et de Jean-François Fayet sur la *Société pansoviétique d'échanges culturels avec l'étranger (VOKS)*, nous découvrons les voies adoptées, en-dehors des réseaux officiels de la diplomatie, par deux Etats totalitaires, l'Union soviétique et l'Italie fasciste, pour améliorer leur image et se construire une sphère d'influence en Suisse.

Entre la Suisse et l'Union soviétique, il n'existait pas de relations diplomatiques jusqu'en 1946. La *VOKS*, créée par l'URSS pour diffuser «une image positive et contrôlée [...] à l'étranger, dont l'enjeu est de lui permettre de reconstruire son économie et de rétablir sa crédibilité diplomatique» (100), sera l'instrument idéal pour nouer des relations avec les milieux intellectuels et aussi économiques suisses. Cela ne se fera évidemment pas officiellement, mais par le biais de deux personnages incarnant l'un la nouvelle Russie, l'Union soviétique, et l'autre la Russie éternelle. L'auteur de l'article nous décrit la construction d'un réseau, en-dehors du parti communiste suisse, constitué de sympathisants dans des milieux pas seulement culturels, mais aussi scientifiques et industriels – entreprise rendue difficile par le climat violemment anticommuniste qui règne alors en Suisse.

La fondation de l'*Associazione svizzera per i rapporti culturali ed economici con l'Italia* en 1937 s'accomplit dans un tout autre climat. Le régime de Mussolini bénéficie de nombreuses amitiés en Suisse, au plus haut niveau, avec les conseillers fédéraux Motta, Minger et Etter, et l'association bénéficiera du soutien de



Motta. Mise sur pied par des personnalités en vue de Zurich, inspirées par le Consul d'Italie à Zurich et de son supérieur à Berne, elle a comme fonction de rectifier une mauvaise image créée par les Fronts d'inspiration fasciste en Suisse et de promouvoir l'idée de la grande Italie à travers l'organisation d'événements culturels. On y trouve pas seulement des représentants du monde académique suisse, mais aussi de grands chefs d'entreprises et des banquiers, dont Peter Vieli qui représentera la Suisse à la Légation à Rome à partir de 1943.

Après la guerre, elle réussira sa reconversion jusqu'à faire oublier les circonstances de sa fondation.

Avec René de Weck, Simon Roth, nous fait découvrir un diplomate suisse, ministre à Bucarest pendant la guerre, dont les idées et les sympathies vont entièrement aux Alliés, et spécialement au Général de Gaulle. René de Weck est connu pour sa correspondance de Bucarest à Berne, dénonçant dès 1941 la persécution des Juifs, et surtout pour sa lettre du 23 décembre 1941, s'offusquant de l'emploi abusif et sans guillemets du mot «aryen» par l'administration fédérale (*Documents diplomatiques suisses*, vol. 14, nos 128, 142, 254, 311, 319). Avec la contribution de Simon Roth qui se réfère au journal intime de René de Weck, la figure de ce diplomate prend de l'épaisseur et on ne peut que souhaiter de lire un jour la biographie de cet homme exceptionnel.

Les autres contributions traitent des thèmes les plus divers: à l'édition, si importante en Suisse pendant la Deuxième guerre mondiale, seul pays ou presque resté libre pour l'édition et la diffusion de livres; à l'histoire intellectuelle des Polonais en Suisse à travers les frères Bronarski; à la question kurde, d'une actualité à nouveau brûlante, à travers les relations kurdo-arméniennes et les expé-

riences nationalistes en diaspora; aux relations entre la Confédération et le CICR avec la création en 1942 du poste de délégué du Conseil fédéral aux œuvres d'entraide internationale; au Réarmement moral et le rôle du Suisse Philippe Mottu; au Japon d'avant Meiji et aux débuts de ses relations avec l'Occident; à la signification de mémoriaux de l'holocauste dans différents pays.

Cet ouvrage nous donne un aperçu de la complexité des relations et des réseaux internationaux dont les contemporains ne soupçonnent souvent même pas l'existence, mais dont la connaissance enrichit nos propres reconstructions du passé.

Michèle Fleury (Genève)

**MARIANNE LEEMANN
TOTENGRÄBER DER DEMOKRATIE
KOMMUNISTEN, FASCHISTEN
UND NATIONALSOZIALISTEN
IN DER DEUTSCHSCHWEIZER PRESSE
VON 1918–1923**

CHRONOS, ZÜRICH 2003, 632 S., FR. 78.–

Die aktuelle Forschungsdiskussion über einen übergreifenden Faschismusbegriff beurteilt die Autorin sehr kritisch. Ihrer Meinung nach sind die Definitionen der kommunistischen, faschistischen und nationalsozialistischen Bewegungen der frühen 1920er-Jahre in der wissenschaftlichen Literatur aus heutiger Sicht und ausgehend vom Endzustand der jeweiligen Diktaturen abgefasst. In Leemanns Untersuchung hingegen stehen die Menschen von damals im Zentrum. Den theoretischen Hintergrund für dieses Vorgehen liefert ihr der italienische Kommunist Angelo Tasca, der – Mitte der 1930er-Jahre – ebenfalls einen allgemeinen Faschismusbegriff ablehnte und stattdessen die politisch extremistischen Bewegungen zu erklären versuchte, in-

dem er sie in ihrer Entwicklung erfasste sowie ihre spezifischen Unterschiede in einem bestimmten Land und zu einer konkreten Epoche herausarbeitete.

Zu diesem Zweck nimmt die Autorin eine Zeitungsanalyse dreier deutschschweizerischer Presseerzeugnisse aus den Jahren 1917–1923 vor. Die föderalistische Struktur der Schweizer Blätter erlaubt es ihr zu untersuchen, wie die politischen Extremisten auf lokaler Ebene wahrgenommen wurden. Repräsentativität erhofft sie sich durch die Auswertung der Beurteilungen der freisinnig-demokratischen *Neuen Zürcher Zeitung (NZZ)*, des sozialdemokratischen *Volksrechts* und des katholisch-konservativen *Vaterlands*. Sie fungiert dabei selbst als Redaktorin und stellt eine neue «Forumszeitung» zusammen. Den weitaus grössten Abschnitt in Leemanns umfangreicher Arbeit stellt diese «Quellensammlung» dar. Sie ist in Jahreskapitel aufgeteilt, denen jeweils eine ereignisgeschichtliche Datenübersicht vorangestellt ist. Jene grossen Abschnitte beschreiben entweder die Entwicklungen des Links- und des Rechtsextremismus in einzelnen ausgewählten Ländern, oder sie sind in zwei grosse Unterkapitel gegliedert, welche die politischen Extreme gesamt-europäisch beleuchten. Diesem Hauptteil, den «sechs Jahren Geschichte aus der Zeitung», geht ein kurzes Kapitel voraus, in dem auf den Einfluss des Ersten Weltkrieges auf die politischen Extremisten in ganz Europa eingegangen wird. Hierauf folgen einige Informationen über die Beziehungen der Schweiz zu den europäischen Monarchien bis zum Kriegsende. Unter dem Titel Entwicklungslinien und Tendenzen fasst Leemann in knapper Form die Pressereaktionen während der rund sechs Jahre zusammen. Im Schlussteil analysiert sie, wie die Zeitungen die ausländischen Geschehnisse in der schweizerischen Innenpolitik instrumentalisiert haben. Dabei werden

sowohl die Gemeinsamkeiten ihrer Reaktionen wie auch die Strategien der einzelnen Blätter beleuchtet.

Die Autorin kommt zum Schluss, dass diese Publikationen den Kommunisten, Faschisten und Nationalsozialisten in den Jahren von 1917 bis 1923 ein grosses publizistisches Gewicht zumassen. Es zeigt sich, dass Artikel über diese politischen Exponenten am häufigsten auf den Titelseiten der drei Zeitungen erschienen. Weitaus die meisten Berichte betrafen die schweizerischen «Kommunisten», die man aus der Nähe beurteilen konnte und konkrete Wahl- und Abstimmungsargumente für die eigene Sache lieferten. Von Schweizer Faschisten hingegen sprach einzig das *Volksrecht* und dies erstmals im Herbst 1922 im Zusammenhang mit der Machtergreifung Mussolinis. Helvetische Nationalsozialisten wurden in diesen Jahren in keinem der drei Blätter erwähnt. Bemerkenswerterweise strebten alle untersuchten Schriften demokratische, «schweizerische» Lösungen an. Sie setzten zu diesem Zweck ihre eigene parteipolitische Brille auf, bauten (Presse-) Feindbilder auf und verschwiegen unliebsame Nachrichten. Beispielsweise brachten die bürgerlichen Blätter im Vorfeld der Abstimmung über den Völkerbundsbeitritt der Schweiz im Mai 1920 das Argument an erster Stelle, ein Ziel des Völkerbunds sei die Eindämmung des Bolschewismus auf internationaler Ebene. So könnte unter anderem das darauf folgende Ja des Schweizervolkes gedeutet werden.

Trotz den warnenden Zeitungsartikeln gegen linke und rechte Extremisten wurde in der frühen Nachkriegszeit auf europäischer Ebene der Grundstein für die totalitären Bewegungen der 1930er- und 40er-Jahre gelegt. Elemente dieser Herrschaftsform waren vorhanden und wurden in den Schweizer Publikationen beschrieben.

Die Autorin billigt im Hinblick auf die publizistische Strategie der untersuch-



ten Zeitungen im Umgang mit politischen Extremisten der *NZZ* den Charakter einer Forumszeitung zu. Demgegenüber zeichnete sich das *Volksrecht* durch heute so genanntes *agenda-setting* aus, also dadurch, dass mittels Erscheinungshäufigkeit, Platzierung und Aufmachung der Artikel die Leserschaft beeinflusst werden soll. Die katholisch-konservative Zeitung schliesslich konnte sich klar vom Erzfeind, den Sozialisten, abgrenzen. Im Gegensatz zum *Volksrecht* musste das *Vaterland* in den sechs Jahren keine Meinungsänderungen vollziehen.

Theoretische Abhandlungen über die damalige Pressesprache fehlen in dieser Arbeit. Mit langen Zitaten werden die Leserinnen und Leser aufgefordert, diesbezüglich eigene Schlüsse zu ziehen und Parallelen zum späteren Geschehen zu erkennen. Die – jedoch eher an eine Fachlerschaft gerichtete – Frage bleibt etwa zu klären, wie stark die zweite Hälfte der 1920er-Jahre, die eigentlichen «goldenen Zwanzigerjahre», die Erinnerungen an diese wilde Nachkriegszeit zuzuschütten vermochte. Trotz der originellen Form und Zielsetzung dieses «etwas anderen Geschichtsbuchs» sowie der kurzweiligen Lektüre dieser «Forumszeitung» kann die Frage nach der Einbettung in die aktuelle Forschungsdiskussion nicht unerwähnt bleiben. Im Bereich der Faschismusdefinition und -Theorien ist beispielsweise der zitierte Tasca nach wie vor Vorbild für die heute praktizierte vergleichende Forschung der Faschismen. Dabei geht es um die Frage nach deren Gemeinsamkeiten beziehungsweise Unterschieden, wobei tendenziell die Betonung der Ersteren überwiegt und ein allgemeiner Faschismusbegriff (Wippermann) befürwortet wird. Demnach ist mit einer solchen «Arbeitsdefinition» ein Vergleich durchzuführen. Die im vorliegenden Werk im Untertitel erscheinenden Begriffe «Kommunisten», «Faschi-

sten» und «Nationalsozialisten» dürfen nicht ohne Prüfung aus den Quellen (Zeitung) übernommen werden. Sicher soll es innerhalb der Geschichtswissenschaft nicht nur abstrakte Theorien geben, ebenso wenig aber «theorielose Forschung» (Wippermann).

Ralf Jacober (Glarus)

**PIERRE JEANNERET
POPISTES
HISTOIRE DU PARTI OUVRIER
ET POPULAIRE VAUDOIS. 1943–2001**

LAUSANNE, EDITIONS D'EN BAS, 2002, 801 P., FS. 54.–

En 1954, les obsèques du militant popiste Charles Reichenbach furent particulièrement émouvantes. Victime d'un lance-mines lors d'un exercice militaire, il était «mort pour la Patrie» quelques années après avoir été révoqué de son emploi de postier en raison de ses activités politiques. Le cercueil était recouvert d'un drapeau suisse et le syndic Chevallaz prononça une allocution. Tout un symbole.

Le solide ouvrage que Pierre Jeanneret vient de consacrer à l'histoire du POP n'est pas seulement une histoire politique, mais aborde des thèmes et décrit des situations aussi diverses que significatives. Fondée sur un impressionnant travail de recherche et de dépouillement, dont passablement d'entretiens avec des acteurs de cette histoire, l'étude est organisée en trois parties – une histoire politique, une approche de la vie militante quotidienne et des prolongements thématiques. Conformément à ce que l'auteur nous annonce dans son introduction, la première partie présente les faits de ce demi-siècle en passant d'une échelle à l'autre, ce qui a passablement allongé un texte qui reste néanmoins lisible et accessible. Les deux dernières parties sont les plus novatrices et les plus intéressantes.

Elles décrivent des aspects de la vie militante et des idées populistes qui sont rarement évoqués alors qu'ils ont une réelle importance. L'étude des textes de nécrologies révèle par exemple les valeurs les plus importantes qui marquèrent ce milieu de militants politiques. Les pratiques culturelles sont également significatives, de même que les diverses activités de formation intellectuelle et politique; en outre, toutes sortes d'activités parallèles se sont également déployées au sein d'organisations extérieures au parti, parfois éphémères, plus ou moins dépendantes de lui, plus ou moins autonomes, mais surtout plus inventives. Cette histoire «périphérique» du POP intègre ainsi celle des «compagnons de route», mais aussi des pratiques politiques, de solidarité internationale par exemple, qui ont marqué des générations de militants. Elle mène encore l'auteur à évoquer les organisations de jeunesse, souvent turbulentes, ainsi que des crises comme celle qui a débouché sur la fondation de la Ligue marxiste révolutionnaire à la fin des années 1960.

Né du rassemblement de plusieurs mouvements, à la suite d'une période d'interdiction et de répression, le POP n'a jamais été un véritable parti communiste, ni par ses structures, ni par son idéologie. Son alignement aveugle et fort peu réfléchi au plan international contrastait avec son intégration sociale et politique dans l'espace public vaudois. Au fil du temps, il a su résister à de nombreuses crises et garder le cap de la défense d'un certain progrès social, mais il a eu beaucoup de difficultés à tenir compte des aspirations de la jeunesse ou des questions relatives à l'environnement. En outre, il est resté constamment placé devant la nécessité de se situer face à un parti socialiste beaucoup plus grand que lui.

L'approche de Jeanneret est à la fois transparente – ses postulats de départ, sa

méthode de travail et ses références théoriques sont explicitées – et passablement empathique. Ainsi cherche-t-il à rendre compte d'un projet et d'un engagement collectifs avant de les juger. Son travail place également au tout premier plan le facteur humain de cette expérience politique: les témoignages font largement écho aux documents écrits et les acteurs, toujours traités avec un réel respect, ne cessent d'apparaître dans un livre où l'index et les nombreuses notices biographiques ont une grande importance. Ce qui n'empêche pas l'auteur de développer, lorsqu'il l'estime nécessaire, un point de vue critique ciblé plus volontiers sur l'organisation que sur des individus.

La mise en perspective historique ne permet pas forcément de répondre à toutes les questions du présent et de l'avenir. C'est d'ailleurs lorsqu'elles portent sur la période la plus récente que les analyses proposées dans cette étude semblent les plus discutables. Ainsi la pérennité du mouvement populiste, sa capacité de surmonter les crises et les revers malgré un inexorable déclin, ne manquent-ils pas d'interroger. L'opiniâtreté organisationnelle, une pratique fermée et unilatérale des campagnes et des apparitions publiques, ainsi qu'une certaine part de démagogie l'expliquent sans doute en partie. Mais c'est autre chose que ce «populisme de gauche» mis en parallèle avec le discours «blochérien» tel qu'il nous est suggéré dans ces pages.

Le livre de Pierre Jeanneret suit de peu les deux volumes qu'André Rauber avait consacrés à l'*Histoire du mouvement communiste suisse* (Genève, Slatkine, 1997 et 2000). Mais ils ne font pas double emploi. Les deux démarches, en effet, sont assez différentes. Le livre sur les populistes porte sur une échelle cantonale et n'a pas été écrit par un auteur ayant vécu de l'intérieur une bonne partie de cette histoire; quant aux thèmes de ses



descriptions et de ses analyses, ils se révèlent plus riches et diversifiés, notamment dans la deuxième partie.

La figure de Charles Reichenbach incarne parfaitement cette dynamique d'exclusion-inclusion qui a marqué l'histoire des populistes et du Parti du travail, en particulier au cours de la guerre froide: d'un côté, la stigmatisation, la répression et l'intimidation qui découlaient d'un alignement resté largement théorique, de l'autre, la nécessité d'être le meilleur citoyen et le meilleur ouvrier possibles pour ne donner aucune légitimité à cette exclusion. Elle nous rappelle la virulence, bien plus marquée encore de l'autre côté de la Sarine, de la mise à l'écart du mouvement communiste au cours de la guerre froide. Mais elle signale aussi une intégration idéologique, une allégeance à l'idéologie dominante, sous couvert de patriotisme, qui n'a pas épargné ce courant politique. Cela dit, après la publication de ce volume très intéressant, un problème majeur reste posé pour l'historiographie du mouvement ouvrier, celui de l'inexistence d'études aussi systématiques et de même envergure à propos d'un mouvement socialiste qui a été le plus fort et le plus influent, mais surtout le véritable acteur collectif de l'intégration du mouvement ouvrier dans tous les rouages de la société helvétique.

Charles Heimberg (Genève)

GREGOR SPÜHLER, URSINA JUD,
PETER MELICHAR,
DANIEL WILDMANN
**«ARISIERUNGEN» IN ÖSTERREICH
UND IHRE BEZÜGE ZUR SCHWEIZ
BEITRAG ZUR FORSCHUNG.
VERÖFFENTLICHUNGEN DER UNABHÄNGIGEN
EXPERTENKOMMISSION
SCHWEIZ – ZWEITER WELTKRIEG,
BD. 20**

CHRONOS, ZÜRICH 2002, 209 S., FR. 38.–

Der deutsch-israelische Historiker Dan Diner hat unlängst über die spezifische «Affinität von Eigentum und Gedächtnis» sinniert und darauf hingewiesen, dass Themen wie der Raub und die Restitution jüdischen Eigentums, die lange Zeit nur in Kreisen ausgewiesener Spezialisten diskutiert wurden, seit den 1990er-Jahren die europäische Öffentlichkeit lebhaft beschäftigten und geradezu zum Motor einer globalen Holocaust-Erinnerung avancierten.

Die starke Fokussierung auf materielle Fragen wie die «nachrichtenlosen» Konten von Holocaust-Opfern oder der Verbleib des von den Nationalsozialisten in ganz Europa zusammengeraubten Goldes rückte vor allem die Schweiz in das grelle Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Ausgerechnet jenes Land, das bis dahin als unbeteiligtes Neutrum gegolten hatte, sah sich nun an den internationalen Pranger gestellt, was in Teilen der Schweizer Öffentlichkeit heftige Reaktionen hervorrief. Die jüngste Diskussion um das Buch-Cover des amerikanischen Staatssekretärs Stuart Eizenstat hat erneut das polemische Potenzial aufgezeigt, das in der Debatte immer noch steckt.

Mittlerweile haben jedoch nicht zuletzt die Arbeitsergebnisse der «Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg» zur Versachlichung der Diskussion beigetragen, aber auch den Blick auf die Schweiz kritisch geschärft

und verschiedenste Themenkomplexe auf beispielhafte Weise empirisch untermauert. Daran haben auch die Autoren des hier zu rezensierenden Bandes – Gregor Spuhler, Ursina Jud, Peter Melichar und Daniel Wildmann – einen gebührenden Anteil, die mit ihrer Studie über «Arisierungen» in Österreich und ihre Bezüge zur Schweiz eine Studie vorgelegt haben, die für die gesamte Arisierungsforschung von grosser Bedeutung ist.

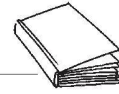
Hervorzuheben ist vor allem der multiperspektivische Ansatz, mit dem die Autoren das Verhalten der beteiligten Schweizer in den jeweils unterschiedlichen Rollen und Funktionen analysieren: So traten Schweizer bei den «Arisierungen» in Österreich als Käufer, Verkäufer, Gläubiger, Schuldner und Vermittler auf. Die «Arisierung» jüdischen Eigentums als einer der grössten Besitzwechsel der neueren Geschichte liess somit auch die Schweiz nicht unberührt, die mit dem Deutschen Reich und der 1938 eingegliederten «Ostmark» engste wirtschaftliche Beziehungen pflegte.

Die Autoren konzentrieren sich in ihrer Darstellung auf die «Arisierungen» in Österreich ab 1938, weil hier mit den Akten der so genannten «Vermögensverkehrsstelle» in Wien ein halbwegs zentraler Aktenbestand zur Verfügung steht, der in Deutschland vollkommen fehlt, sodass die Einbeziehung Deutschlands einer Suche nach Stecknadeln in einer unübersichtlichen Vielzahl von Heuhaufen gleichgekommen wäre. So ist die Konzentration auf Österreich aus Quellengründen mehr als verständlich, muss jedoch einschränkend stets mitbedacht werden, wo es um die Verallgemeinerbarkeit der Forschungsergebnisse geht.

Besonders einschneidend wirkte sich die «Arisierung» auf jene rund 100 Schweizer jüdischen Glaubens aus, die im Frühjahr 1938 in Österreich lebten bezie-

hungsweise dort ihr Geschäft betrieben. Zwar konnten diese als Ausländer auf legalem Wege nicht zum Verkauf gezwungen werden. In der Realität des «Dritten Reichs» spielten freilich gesetzliche Regeln oft nur eine untergeordnete Rolle – und die Autoren tragen diesem Umstand dadurch beispielhaft Rechnung, indem sie die Analyse der «Arisierung» nicht an deren gesetzlichen Grundlagen, sondern an der Realgeschichte einzelner Fälle orientieren. Durch die Boykottodynamik und Pressionen «von unten» waren jüdische Geschäftsinhaber – auch wenn es sich um Schweizer Staatsangehörige handelte – schon bald gezwungen, ihr Unternehmen in Österreich zu schliessen oder weit unter Wert zu verkaufen. Deutlich günstiger gestaltete sich die Situation jüdischer Immobilieninhaber, die ihren Grundbesitz in einem Grossteil der untersuchten Fälle behalten konnten. In vielen Fällen erhielten die jüdischen Besitzer engagierte diplomatische Unterstützung durch den Schweizer Gesandten in Wien, Walter von Burg, während dessen Kollege in Berlin zumeist passiv blieb. Vermutlich entsprang diese Unterstützung nicht immer moralisch-ethischen Motiven, befürchtete doch ein Abteilungsleiter im Eidgenössischen Politischen Departement 1938, die jüdischen Schweizer könnten pauperisiert in ihr Land zurückkehren «und hier der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last fallen». Dennoch wird man den Schweizer Behörden angesichts der in der vorliegenden Studie ausgebreiteten Fakten nicht den pauschalen Vorwurf machen können, ihre jüdischen Landsleute schnöde im Stich gelassen zu haben.

Sicherlich prekärer sind die ausführlich dargestellten Fälle zu bewerten, in denen Schweizer Unternehmen versuchten, auf dem Arisierungsmarkt als Käufer tätig zu werden. Darunter befanden sich so bedeutende Unternehmen wie die Bally



Schuh AG oder das Pharmaunternehmen Dr. A. Wander AG, die ihre Tochterfirmen in Österreich im Frühjahr 1938 schleunigst «arisieren», das heisst jüdische Kapitalgeber und Direktoren entfernen und sich darüber hinaus intensiv um die Übernahme weiterer jüdischer Unternehmen bemühten. Besonders erfolgreich zeigte sich die Wiener Tochterfirma der Wander AG, die bis 1940 insgesamt drei weitere jüdische Firmen übernahm, während die Bemühungen der Bally AG weitgehend ohne Erfolg blieben. Die Fälle Bally und Wander zeigen, dass Schweizer Unternehmen Arisierungsmöglichkeiten in jenen Branchen besaßen, in denen ihnen keine massgebliche Konkurrenz drohte und für die Übernahme ein besonderes Fachwissen und hohe unternehmerische Kompetenz erforderlich waren, sodass Gefälligkeitsverkäufe an österreichische oder deutsche NSDAP-Parteiengenossen nicht in Frage kamen. Dies war beispielsweise in der Chemiebranche, nicht aber im überbesetzten und konkurrenzorientierten Detailhandel der Fall.

Dass Schweizer Unternehmen in Österreich überhaupt zum Zuge kamen, ist insofern erstaunlich, als diese in Österreich eigentlich besonders schlechte Karten hatten. Anders als im Deutschen Reich begann die «Arisierung» in Österreich im Frühjahr 1938 fast schlagartig und wurde einerseits anarchisch-gewalttätig von österreichischen Nationalsozialisten vorangetrieben, die auf einen gebührenden Anteil an der einzubringenden Beute drängten, andererseits von der Vermögensverkehrsstelle zentralisiert und systematisiert. Im Deutschen Reich hingegen konnten sich Schweizer Unternehmen von 1933–1938 viel unauffälliger und von Genehmigungsinstitutionen teilweise unbehelligt auf dem Arisierungsmarkt betätigen. Wenn schon unter den rigiden österreichischen Bedingungen Erwerbungen möglich waren, dann lässt

dies darauf schliessen, dass Schweizer Unternehmen in der «Arisierung» insgesamt keineswegs beiseite standen. Die «Entjudung» der Wirtschaft verlief in Deutschland und Österreich auch deswegen so reibungslos, weil sich ideologische Vorgaben mit wirtschaftlichen Interessen verschränkten und so die «Arisierung» dynamisch vorantrieben.

Die viel gescholtenen Schweizer Banken traten bei den «Arisierungen» in Österreich nicht prononciert in Erscheinung, allenfalls dort, wo es um die Guthaben und Forderungen von österreichischen Juden in der Schweiz ging, auf die nun vielfach die eingesetzten Treuhänder und Verwalter jüdischer Unternehmen Anspruch erhoben. Zwar verweigerten sich die Schweizer Banken gegenüber den Treuhändern nicht prinzipiell, doch beklagte sich das deutsche Reichswirtschaftsministerium Anfang 1939 über das unkooperative Verhalten der Schweizer Banken, das im Gegensatz zum Verhalten französischer, ungarischer und tschechoslowakischer Kreditinstitute stehe. Wo es freilich um Schweizer Bankforderungen an österreichisch-jüdische Unternehmen ging, wurden diese ohne grössere Rücksichtnahme auf die Situation der jüdischen Eigentümer verfolgt und eingetrieben. Eine gewisse Schutzfunktion für die Verfolgten bestand nur dort, wo sie ihre Unternehmen formal über eine Schweizer Finanzgesellschaft betrieben, die für die NS-Behörden unerreichbar war.

Zusammenfassend ist hervorzuheben, dass die Autoren eine gut recherchierte Studie vorgelegt haben, die ihre Befunde behutsam interpretiert und dennoch weiterführende Einsichten in die «Arisierung» im Allgemeinen wie die Beteiligung von Schweizern im Besonderen erlaubt. Dabei zeigt sich im Detail zwar die enorme Komplexität und Vielgestaltigkeit der einzelnen Arisierungssachverhalte, doch auch ihre übergreifende gewalttätige

Dynamik, die sich in vielen Fällen über legale Prinzipien und Rechtsgrundsätze einfach hinwegsetzte. Um es in den Worten eines Schweizer Rechtsanwalts zu sagen, der für eine jüdische Mandantin tätig war: «Die Entwicklung der Verhältnisse stellt einen vollständigen Rechtsbruch und eine Verletzung aller Grundsätze der Moralität und Billigkeit dar.»

Frank Bajohr (Hamburg)

**CHRISTOF DEJUNG, THOMAS GULL,
TANJA WIRZ
LANDIGEIST UND JUDENSTEMPEL
ERINNERUNGEN EINER GENERATION
1930–1945**

LIMMAT VERLAG, ZÜRICH 2002, 504 S., CA. 25 ABB.,
FR. 49.–

«Auch ein Krieg hat irgendwo positive Seiten. Man muss sie nur sehen. Er gibt einem ein gewisses Vertrauen in sich selber. Man kann etwas leisten, wenn man nur will.»

Die 1918 geborene Lucie Schaad-Denner denkt im hier zu besprechenden Buch «an den Krieg zurück als etwas Positives». Der Krieg gab ihr die Gelegenheit, Dinge zu tun, die unter normalen Umständen nicht möglich gewesen wären. Als Beispiel erwähnt sie ein Konzert zu Gunsten der «Nationalspende». Am Schluss des Konzerts habe es plötzlich geheissen, sie müsse auf die Bühne gehen und der Sängerin danken. «Man muss sich das vorstellen: Ich als zwanzig-jähriges Mädchen! Ich hatte doch noch nie eine Rede gehalten. Ich dachte: Jenu, jetzt musst du halt! Also ging ich auf die Bühne und dankte ihr für das Geld, das sie für die Soldaten und die Mütter zu Hause eingebracht hatte. Und es ging gut. Aber vorher hätte ich mich das nie getraut. Deshalb sage ich: Es war trotz allem eine schöne Zeit. Man muss es so sehen:

Auch ein Krieg hat irgendwo positive Seiten.» (466)

Dieses Zitat verweist auf grundlegende Fragen, die sich immer stellen, wenn die subjektive Erfahrung einzelner Menschen und die «grosse Geschichte» – hier die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg – zusammengebracht werden. Wie ist diese Aussage im biografischen Kontext, im Rahmen der individuellen Identitätskonstruktion und Sinnstiftung zu verstehen? Und wie verhält sich diese Aussage, die eine persönliche Erfahrung in Form von «man-Sätzen» vorschnell verallgemeinert, tatsächlich zu den kollektiven Erinnerungen einer Generation? Das vorliegende Buch stellt und beantwortet diese Fragen nicht. Es versteht sich vielmehr als ein «historisches Lesebuch», das die vielfältigen und widersprüchlichen Erinnerungen einer Generation dokumentiert. Dabei zeigt sich, dass es *die* Aktivdienstgeneration im landläufigen Verständnis nicht gibt: Die durch Klasse, Geschlecht und Religion sowie die privaten Verhältnisse geprägten Erfahrungen waren zu unterschiedlich, als dass von einer homogenen Generation die Rede sein könnte. (13)

Die Publikation ist ein erstes Ergebnis des grössten Oral-History-Projekts, das in der Schweiz je durchgeführt wurde. Unter dem Titel *Archimob* führten 40 HistorikerInnen und FilmemacherInnen (initiiert wurde das Projekt vom Filmemacher Frédéric Gonseth) zwischen 1999 und 2001 insgesamt 557 Zeitzeugen-Interviews, die jeweils rund 2 Stunden dauerten und filmisch dokumentiert wurden. Dabei konnten die Interviewten einerseits ihren Lebenslauf frei erzählen, andererseits wurden ihnen Fragen gestellt, womit eine gewisse Vergleichbarkeit der Interviews gewährleistet werden sollte. Es ist geplant, die Aufnahmen langfristig zu archivieren, damit sie in Zukunft beispielsweise für Dokumentarfilme und Ausstel-



lungen genutzt werden können. Aus diesem umfangreichen Material wurden für das vorliegende Buch 78 Interviews ausgewählt, die ein möglichst breites Spektrum an Erfahrungen abdecken sollten. Bei den ausgewählten, grösstenteils in der deutschsprachigen Schweiz lebenden Personen handelt es sich um 45 Männer und 33 Frauen. 31 wurden zwischen 1910 und 1919 und 36 zwischen 1920 und 1929 geboren; das heisst, die Hälfte der vorgestellten Personen erlebten den Aufstieg des Nationalsozialismus und den Kriegsbeginn als Kinder und Jugendliche. Es müsste also vielleicht präzisiert werden: Wir erfahren hier nicht, wie die damaligen Menschen den Zweiten Weltkrieg erlebten, sondern was jene Menschen, die für die damalige Wirtschaft und Politik keinerlei Verantwortung trugen, nach rund 60 Jahre über das denken, was sie als Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene erlebten.

Der Einleitung folgen 16 chronologisch angeordnete Kapitel, die vom Frontenfrühling über das Reduit und das Kriegsende bis zur Diskussion der späten 1990er-Jahre reichen und verschiedene Themen – die Situation der Frauen, die Flüchtlingspolitik, die Anbauschlacht, den Antisemitismus etc. – fokussieren. Jedem Kapitel wird eine kurze historische Einführung vorangestellt, welche die wichtigsten Fakten auf dem aktuellen Forschungsstand präsentiert (allerdings ohne Literaturangaben). Anschliessend folgt die unkommentierte Montage von Aussagen verschiedener Zeitzeugen zum jeweiligen Thema; die Länge dieser Interviewausschnitte schwankt zwischen einigen Zeilen und mehreren Seiten, übersteigt aber selten eine Seite. Am Schluss eines jeden Kapitels steht ein mehrseitiges biografisches Porträt, das zum Thema passt, als lebensgeschichtliche Erzählung jedoch deutlich über die engen Grenzen des Themas hinausgreift. Im Anhang wer-

den alle Interviewten in biografischen Kurzporträts vorgestellt. Es folgen ein Nachweis der Interviews, eine Chronologie (1929–1948), eine Auswahlbibliografie sowie ein ausführliches Register der in den Interviews erwähnten Personen, Themen und Orte.

Was erfahren wir nun aus diesem «Lesebuch»? Die Qualität der Publikation erschliesst sich nicht bei einer schnellen, ziel- beziehungsweise erkenntnisorientierten Lektüre. Vielmehr ist die Nutzung als «Lesebuch» – oder genauer: als Quellensammlung biografischer Selbstzeugnisse – viel lohnender. Was Armut, Klassengesellschaft, Alltag für eine Frau und Mutter von sechs Kindern hiess, oder wie ein jugendlicher Flüchtling Arbeitslager, Antisemitismus und auch Hilfsbereitschaft erlebte, erfährt man nur, wenn man sich auf die Erzählungen von Anny Stöckly-Roos und von Kurt Bigler einlässt. Und auch die thematische Gruppierung von Einzelaussagen entfaltet durch die Verdichtung ihre Qualität. Zwar ist es problematisch, einzelne Aussagen aus den Kontexten von Biografie und Interview herauszulösen; dank der Kurzbiografien im Anhang ist es jedoch möglich, die einzelnen Aussagen im biografischen Zusammenhang zu verorten. Schliesslich erlaubt uns die thematische Gruppierung von Aussagen verschiedener Personen, Gemeinsamkeiten und Gegensätze klarer zu erkennen und Hypothesen über Stereotype, allgemein übliche Erklärungsmuster und kollektive Erfahrungen zu bilden.

Was erzählen beispielsweise jene Männer, die damals an der Grenze standen, über die Flüchtlingspolitik? Emil Ruppman liess im Juni 1940 Flüchtlinge aus Frankreich über die Grenze. Ulrich Götz erlaubte 1939 einer Frau in Riehen die Einreise. Franz Schmidbauer musste auf der Rheinbrücke in Zurzach mitansetzen, wie eine Richtung Schweizer Ufer schwimmende Gruppe von Flüchtlingen

von der SS erschossen wurde: «Es hätte mich schon gejackt, zum Gewehr zu greifen. Aber zwei Meter neben mir stand der deutsche Wachsoldat. So konnte ich nur zuschauen. Das tat weh.» (289) Erwin Rehmann hörte in Laufenburg am deutschen Rheinufer in der Dunkelheit jemanden, der sich an einem Felsvorsprung festhielt und nicht weiter konnte, um Hilfe schreien. Schliesslich kam ein deutsches Motorboot. «Dann ein Schlag, es plätscherte, und dann war es ruhig. Ich schrie: <Du Schweinehund!> Der Deutsche liess den Motor an und fuhr wieder flussaufwärts.» (290) Gottfried Müller schickte 1938 in Diepoldsau eine Gruppe von Flüchtlingen, die er beim Kontrollgang entdeckt hatte, zu sich nach Hause, wo seine Frau ihnen ein Frühstück servierte. Derselbe Gottfried Müller aber regt sich an anderer Stelle im Buch (nach drei Zitaten anderer Personen, 2 Seiten später) über das «Gschiss» mit der Rehabilitierung Grüningers auf; dass Grüninger die Juden über die Grenze geholt habe, sei ein Affront gegenüber den Grenzwächtern gewesen. Was bedeuten diese Aussagen nun? Eindrücklich sind die geschilderten Erlebnisse: Die Grenzwächter sahen und wussten, was die Flüchtlinge von den Nazis zu erwarten hatten. Viele hatten Mitleid, und viele können denn auch ein Beispiel anführen, wie sie sich persönlich über die Bestimmungen hinweggesetzt und jemandem geholfen haben. Nur selten sagt einer wie Hans Peter Dreier: «Wenn Bern sagt, dass wir die Grenzen für alle schliessen, ist das richtig. Ich bin ein Obrigkeitgläubiger, war es mein ganzes Leben lang.» (295) Es fragt sich jedoch, wie die Rückweisungen an der Grenze zustande kamen, wenn so viele Mitleid hatten und halfen. Haben jene, welche die Flüchtlinge zurückwiesen und dies für richtig hielten, in den Interviews einfach dazu geschwiegen, oder überdeckt die Erzählung von einer

ungewöhnlichen, couragierten Hilfeleistung vielleicht, dass die alltägliche Praxis dennoch in der Pflichterfüllung, das heisst der Grenzkontrolle und Wegweisung bestand?

Dass die AutorInnen sich nicht mit derartigen Fragen beschäftigen, sondern sich mit der Dokumentation begnügen, finde ich schade. So entsteht der Eindruck, jeder und jede erinnere sich ein bisschen anders und Erinnerung sei letztlich eine individuelle Angelegenheit. Dass dem nicht so ist, lassen gerade die thematisch gruppierten Zusammenstellungen von Aussagen verschiedener Personen vermuten.

Die Präsentation des interessanten Materials scheint mir konzeptuell also nur teilweise gelungen. Für das breite Publikum dürfte das Buch zu wenig Orientierung bieten, da die Aussagen zu wenig strukturiert, erklärt und interpretiert werden; auch falsche Aussagen über historisch unbestrittene Fakten werden nicht richtiggestellt. Das Publikum dürfte sich öfters fragen: Was stimmt denn nun? Und was soll ich mit all den widersprüchlichen Aussagen anfangen? Für das Fachpublikum hingegen, also jene Historikerinnen und Historiker, die das Buch als Quellsammlung nutzen wollen (wozu es sich dank seiner umfassenden Erschliessung mit Registern geradezu anbietet), bleibt zu viel im Ungewissen: Wann genau wurden die jeweiligen Interviews geführt? Wie kamen die Aussagen zustande (auf Nachfrage, spontan)? Wie sah der Fragebogen aus? Auch wenn wir uns von einer puristischen Betrachtung der Oral History entfernen (dies hiesse, die Interaktion, in der die Aussagen entstanden, mittels exakten Transkriptionen transparent zu machen) und die Texte schlicht als autobiografische Zeugnisse betrachten, die – wie im Übrigen auch die Autobiografien vieler Prominenter – eben nicht selbst verfasst wurden, sondern mit fremder



Hilfe entstanden sind, so stellt sich doch die Frage, wie der Prozess vom Interview hin zum sprachlich bereinigten und von den Interaktionen der InterviewerInnen gesäuberten Text verlief. Vor allem sollten wir wissen, ob die publizierten Texte in der vorliegenden Form von den betreffenden ZeitzeugInnen autorisiert wurden. Nur dann sind sie meines Erachtens als autobiografische Quellen zitierbar. Leider erfahren wir in der knappen Einleitung diesbezüglich nur wenig. Umso deutlicher zeigt die Publikation, dass mit dem Projekt «Archimob» ein äusserst aufschlussreicher alltags- und lebensgeschichtlicher Quellenkorpus geschaffen wurde, welcher der geschichtswissenschaftlichen Auswertung harret.

Gregor Spuhler (Basel)

**REVITAL LUDEWIG-KEDMI,
MIRIAM VICTORY SPIEGEL,
SYLVIE TYRANGIEL (HG.)
DAS TRAUMA DES HOLOCAUST
ZWISCHEN PSYCHOLOGIE
UND GESCHICHTE**

CHRONOS, ZÜRICH 2002, 212 P., FS 34.–

L'initiative de cette édition d'articles a été lancée à partir d'un séminaire de réflexion autour de la question «comment vivre avec la Shoah», organisé à Zürich en 1999. Il est heureux de constater que cette initiative a débouché sur un tel recueil, axé autour d'interrogations aussi profondes et actuelles.

Comme toute édition d'articles, celle-ci offre une certaine diversité d'approches, se présentant parfois comme un jeu de pistes partant vers des directions variées. Pourtant, malgré cette diversité, le volume se construit avec cohérence. Au centre du questionnement, comme une sorte de fil rouge qui apparaît également dans le parcours des auteurs, on retrouve le lien entre

histoire et psychologie, entre contexte global et cheminement individuel. Survivants et psychotérapeutes (Nathan Durst, Gabor Hirsch) côtoient la seconde génération des thérapeutes formés entre New York, Zürich, Mannheim ou ailleurs.

Quatre axes structurent le volume: dans la première partie, «Les générations de la Shoah à la lumière de la psychologie», les trois éditrices développent leurs expériences en tant que thérapeutes, pour relever l'impact destructeur du traumatisme sur la seconde génération, alors même que la majorité des survivants ont été en mesure «de construire une vie accomplie», confirmant ainsi l'analyse offerte par les travaux de Boris Cyrulnik sur la résilience.

Une deuxième partie pose la question de la place du «Thérapeute entre individu et histoire» en évoquant une double difficulté: celle que ressent le thérapeute obligé de se confronter à la mort au travers de la souffrance du patient; et celle de faire face aux questions des enfants des membres de l'appareil nazi.

Ensuite est évoqué le lien entre histoire et psychologie, non pas d'un point de vue théorique et général, mais s'ébauchant comme un pont à établir entre les praticiens des deux disciplines. Peuvent-ils apprendre l'un de l'autre? Telle est la préoccupation du psychanalyste Paul Parin, dont les travaux ont ouvert une brèche considérable et marquante dans le domaine de la psycho-histoire (*Der Widerspruch im Subjekt: ethnopsychanalytische Studien*, Frankfurt a. M., 1978; *Subjekt im Widerspruch*, Frankfurt a. M., 1988.)

La dernière partie du volume est consacrée à «La Shoah et la Suisse», évoquant sous l'angle du témoignage le lien entre l'histoire individuelle et celle du pays où vivent aujourd'hui les survivants: la Suisse.

L'ensemble des travaux ainsi réunis est surtout le reflet d'un travail sur le terrain, tant au travers des témoignages que des résultats et des observations des thérapeutes. Mais il est aussi témoignage à son tour, puisqu'il est le produit d'un moment historique particulier, celui qui après 1987 voit naître des organisations de conseil et soutien aux victimes de la Shoah (1987 en Israël, 1991 en Allemagne, 1994 en Autriche puis, en 1998 en Suisse). Si l'accent est d'emblée mis sur la thérapie, le témoignage et l'approche psychologique, le rapport à l'histoire apparaît en filigrane, comme un encouragement à la réflexion future. Paul Parin («Können Psychologen von Historikern und Können Historiker von Psychologen lernen?»), engage les psychologues à suivre les pistes ouvertes par les historiens, voyant notamment dans les travaux sur l'identité collective (cultures nationales, nationalisme) un canevas indispensable à la compréhension des souffrances individuelles. Car il constate que malgré les tentatives de la psychohistoire dans les années 1970, ou en dépit de l'abondance des travaux récents, il n'y a pas eu d'avancée méthodologique concluante depuis *La psychologie des masses et l'analyse du Moi* de S. Freud (1921).

Il n'en reste pas moins que le volume se présente comme une ouverture stimulante dans cette double direction «psychologie et histoire», et qu'il est à souhaiter que les pistes ici ébauchées continueront à être élaborées dans l'avenir. Sa parution est également à saluer par sa dimension en tant que témoignage et mémoire de la Shoah en général, et des survivants en Suisse en particulier. L'expérience ainsi acquise par les thérapeutes s'insère aussi dans le travail actuel de soutien aux victimes de violences collectives, dont témoignent les réfugiés accueillis en Suisse, et qui encourage les thérapeutes à développer l'approche «victimologique».

Force est de conclure que les objectifs fixés par les éditrices dans l'introduction (précédée d'un avant-propos éclairant du prof. Jacques Picard) ont été atteints. Ces pages participent à la fois à la construction de la mémoire, tout en offrant des éclairages sur l'analyse du passé. Elles intéresseront tout autant les survivants (et leurs familles), que les professionnels, les psychologues avant tout – et les historiens, est-il à souhaiter.

Comment fait-on pour oublier, et comment rappelle-t-on à sa mémoire, pour la première fois depuis 50 ans les événements traumatiques d'alors? Cette observation sur l'expérience individuelle, notée par Berthold Rotschild («La puissance du silence, La vérité historique – un concept psychanalytique négligé») pose en effet une question cruciale à l'historien. Le volume participe ainsi avec à propos à la réflexion sur les ressorts mystérieux de la mémoire et de l'oubli.

Jasna Adler (Genève)

**CHRISTOF DEJUNG,
REGULA STÄMPFLI (HG.)
ARMEE, STAAT UND GESCHLECHT
DIE SCHWEIZ IM INTERNATIONALEN
VERGLEICH, 1918–1945**

CHRONOS, ZÜRICH 2003, 240 S., FR. 38.–

An der Schweizerischen Historikerinnen-tagung von 1998 sprach Susanna Burghartz von «blinden Flecken» in der Weltkriegsdebatte. Sie machte darauf aufmerksam, dass allgemein in der Öffentlichkeit, aber auch speziell im Forschungsvorhaben der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) die Kategorie des Geschlechts ausgeblendet würde. In der Folge setzte – in den Spalten dieser Zeitschrift – eine lebhaft Debatten ein, an der sich auch Jakob Tanner und Regula Stämpfli beteiligten.



Letztere organisierte zusammen mit Christof Dejung im Februar 2001 in Zürich eine internationale Tagung zu «Krieg, Armee und Geschlecht in der Periode der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs». Die Tagungsbeiträge sowie zusätzliche Aufsätze von Ka Schupisser (Wiedereinbürgerung ehemaliger Schweizerinnen), Ronny Kaufmann (Richtungsstreit und Geschlechterbilder in schweizerischen Militärzeitschriften), Wilfried Meichtry (Das Walliser Geschwisterpaar Emma und Franz von Werra) und Urs Germann (Militärjustizpraxis in der Schweiz) sind – gewissermassen im Jahr Eins nach Bergier – als Sammelband erschienen.

Es ist erfrischend, dass zahlreiche AutorInnen unabhängig von der Unabhängigen Expertenkommission auf dieselbe Periode einen ganz anderen Blick werfen und Akzente setzen, welche zu meist in der hitzigen Debatte keine Beachtung gefunden hatten. Der Band soll aber nicht danach beurteilt werden, ob er die «Blinden Flecken» in der damaligen Debatte tatsächlich sichtbar gemacht hat, sondern lediglich danach, ob die Erwartungen, welche die Herausgeberschaft mit ihrem Titel weckt, auch erfüllt werden. Der Band versteht sich als «Mosaikstein für das neue Geschichtsbild», welches sich aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive auf die Epoche 1918 bis 1945 ergeben soll (Einleitung Dejung/Stämpfli, 15).

Der definierte Zeitraum wirkt nicht besonders überzeugend. Es wird nicht näher erörtert, warum sich die Herausgeber explizit auf 1918 und 1945 beziehen wollen. Stellen 1918/1945 auch aus geschlechtergeschichtlicher Fragestellung Zäsuren dar oder wird der Zeitraum als politikgeschichtlich geschlossene Epoche verstanden, welche nun aber unter einem anderen Kriterium (Geschlecht) analysiert wird? Die meisten Beiträge beschäftigen

sich mit dem Zweiten Weltkrieg (1939 bis 1945), einige gehen (viel) weiter zurück (Rudolf Jaun), andere verweisen auf die Periode danach (Ruth Seifert). Wo unter dieser postulierten «neuen Perspektive» Brüche und Kontinuitäten liegen, wird jedenfalls auch in der Einleitung nicht resümierend dargelegt.

Gerne hätte man auch mehr Komparatives – zumindest in der Einleitung – gefunden. Die Schweiz international zu verorten ist das erklärte Ziel im Untertitel. Es wäre beispielsweise hilfreich gewesen, mit ein paar Statistiken über die Erwerbsquote von Frauen in Ländern mit Kriegserfahrung (etwa Deutschland, Österreich, Grossbritannien und USA) aufzuzeigen, wie stark die Schweiz – abgesehen vom verspätetem Wahlrecht – tatsächlich einen Sonderfall nach 1945 darstellte oder nicht. *Regina Wecker* vertritt die These, dass die Kriegsabwesenheit 1939–1945 in der Schweiz auch die Geschlechterordnung beeinflusste. (30) Wenn dies zutrifft, kann aber nur die Ordnung nach 1945 gemeint sein, womit wiederum die Frage auftaucht, ob das «Einmannnähermodell» der Nachkriegszeit ein spezifisch schweizerisches war. Ein Vergleich mit dem ebenfalls kriegsunversehrten Schweden wäre jedenfalls interessant.

Aufschlussreich ist der Hinweis bei Wecker (42), wie das Reduitkonzept der Schweizer Armeeführung von 1940 unter geschlechtergeschichtlicher Perspektive eine neue Dimension bekommt. In seiner Dissertation interpretierte Jakob Tanner wie Alan Milward die Kriegsökonomie unter wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Perspektive und kam zum Befund, dass es den Mann nur einmal gibt: entweder als Soldat an der «Front» oder als Arbeitskraft «zu Hause» in der Landwirtschaft, im Dienstleistungsgewerbe oder in der Industrie. Der Rückzug ins Reduit erlaubte eine Teildemobilisierung und damit eine weit gehende Reintegration der

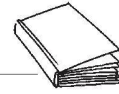
Männer in den zivilen Wirtschaftsprozess. Aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive kann eingewendet werden, dass diese Sichtweise das weibliche Arbeitskräfte-reservoir einfach ausblendet. Um die Geschlechterordnung aufrecht zu erhalten, hätte man auf die Option Frau möglichst verzichten wollen. Weiter hinten im Band unterstützt zwar *Rudolf Jaun* vorerst diese Perspektive. Kurz darauf kommt er aber gestützt auf eigene ältere Arbeiten zum Schluss, dass diese Debatte nur die Fehlinterpretation der militärischen Reduitstrategie reproduziere. Der Schweiz mangelte es nicht an Truppen, sondern an Panzern, Flugzeugen und Transportmitteln. (93)

May B. Broda verknüpft am Beispiel der als «Polenhuren» verunglimpften Schweizerinnen, welche Beziehungen zu den internierten Polen pflegten, Militär, Geschlecht und Rassismus zwischen 1939 und 1945. Broda zeigt nicht nur auf, dass in der Perzeption dieser Schweizerinnen die internierten Polen die Schweizer Männer punkto Aufgeschlossenheit, Höflichkeit und Eleganz offenbar um Längen distanzieren, sondern Broda macht auch deutlich, welches Gefahrenpotenzial offenbar diese «transnationalen Beziehungen» für die biedereren Schweizer (Männer) darstellten. Eugen Bircher, Arzt, Offizier und Nationalrat, lancierte im Juni 1944 eine Interpellation, mit der er die Behörden aufforderte, den Kontakt zwischen den Internierten und der Zivilbevölkerung strenger zu überwachen. Birchers Vorstoss sei geprägt von biologistischen und rassistischen Grundannahmen, von Konkurrenz- und Neidgefühlen und von soldatischen Männerfantasien und -projektionen. (146)

Wie Broda basiert auch der Beitrag von *Christof Dejung* auf der Technik der Oral History. Eine ehemalige Zeitzeugin schilderte dem Autor, wie die Uniformen der Schweizer Militärs eine angeblich

«erotisierende Kraft» innehatten, welche je nach militärischem Grad variierte. Wenn Dejung schliesslich aus den zitierten Interviewausschnitten die «sexuelle Attraktivität der Armeeeingehörenden mit aufsteigendem Grad» (177) ableitet, schießt er allerdings über das Ziel hinaus. Auch die späteren Ausführungen über die militärische und zivile Hierarchie, welche auf anschaulichem Interviewmaterial basieren, legen eher den Schluss nahe, dass das Hierarchieproblem unter einer sozialgeschichtlichen Perspektive und weniger aus einer geschlechtergeschichtlichen zu interpretieren wäre. Ob in den 1930er- und 40er-Jahren ein Aufstieg vom Soldaten zum Offizier erfolgreich war, hing laut Dejung fast ausschliesslich von der familiären Herkunft und den sozialen Verhältnissen ab.

Die festgestellten Defizite in der Einleitung werden teilweise im eigenständigen Beitrag von *Regula Stämpfli* kompensiert. Sie spannt den Bogen weit von den ersten geschlechterdiskriminierenden sozialpolitischen Gehversuchen nach dem Ersten Weltkrieg bis zur späten Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts auf eidgenössischer Ebene 1971. Ihre Grundthese lautet – in Übereinstimmung mit den andern Beiträgen –, dass in der Schweiz beide Kriege die Gleichberechtigung in Wirtschaft, Armee und Politik auf Jahre hinaus blockierten. Zwar gab es in den Kantonen Genf (1940), Neuenburg (1941/48), Basel-Stadt und Baselland (1946), Zürich (1947) und Solothurn (1948) noch während oder kurz nach dem Krieg Abstimmungen über die politische Gleichberechtigung, welche gemäss den Frauenverbänden «in der Luft lag», doch das Ergebnis war jeweils niederschmetternd. Laut Stämpfli waren drei Faktoren für diese Verspätung verantwortlich: (227) eine geschlechtersegregierende Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik, die militärische Strategie des Armeekommandos



sowie die «politische Kultur» (direkte Demokratie, Milizsystem und Kleinräumigkeit). Man mag diesem Befund zustimmen, doch diese Schlussfolgerung hat den Leser insofern überrascht, als deren Herleitung in dem Beitrag selber nicht deutlich greifbar wird. Das Argument der Militärstrategie hatte schon Rudolf Jaun stark relativiert, die segregierende Arbeitsmarktpolitik während und in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wird zu wenig systematisch untersucht und die «politische Kultur der Schweiz» gilt in internationalen Untersuchungen generell als retardierendes Element in wohlfahrtsstaatlicher Hinsicht.

Elisabeth Joris eröffnet ein viel versprechendes, kaum untersuchtes Forschungsfeld, indem sie einen geschlechterspezifischen Blick auf die Kriegspropaganda im Zweiten Weltkrieg wirft. Da die Schweiz sich nicht im Krieg befand, so die Ausgangsüberlegung, substituierte einfach die Landesgrenze die real nicht existierende Front. Joris stellt eine Geschlechterdichotomie fest: hier der Aktivdienst des Mannes und Soldaten, dort der Opferwille der Frau und Mutter. Insbesondere der katholische Frauenbund liess sich gerne im autoritären Gedankengebäude eines Philipp Etter nieder, dessen organisches Gesellschaftsbild von der patriarchalisch strukturierten Familie dominiert wurde. Der Krieg, der nicht real auf dem Schlachtfeld stattfand, aber umso eher in den Köpfen existierte, weil er Gelegenheit zur behördlichen Text- und Bildpropaganda bot, trug schliesslich zu einer Erstarrung der Geschlechterordnung bei.

Der Sammelband ist trotz aller hier ausgebreiteten Kritik ein geglücktes Unterfangen. Gerade einem in der Geschlechtergeschichte nicht beheimateten Historiker öffnen sich neue Zugänge zu einer vermeintlich vertrauten Periode. Man wünscht dem hier präsentierten

«Mosaikstein», dass sich neue dazugesellen. Eine Weiterentwicklung wäre in dreierlei Hinsicht denkbar: erstens sollte die schweizerische Entwicklung viel konsequenter in den internationalen Kontext gestellt werden, zweitens wäre die Kategorie des Geschlechts stärker herauszuarbeiten als Erklärungsvariable zur Sichtbarmachung von Brüchen und Kontinuitäten (Periodisierungsfrage) und drittens wäre es bereichernd, sich vermehrt in den innerdisziplinären Diskussionszusammenhang der «sehr volatil gewordenen Geschichtswissenschaft» (Rudolf Jaun) einzubringen. Das neu entdeckte Interesse der Geschlechtergeschichte am Militär ist diesbezüglich ein positives Signal.

Thomas Gees (Bern)

**DANIEL DI FALCO, PETER BÄR,
CHRISTIAN PFISTER (HG.)
BILDER VOM BESSEREN LEBEN
WIE DIE WERBUNG
GESCHICHTE ERZÄHLT**

HAUPT, BERN 2002, 240 S., FR. 62.–

**CHRISTOPH DOSWALD (HG.)
HAPPY
DAS VERSPRECHEN DER WERBUNG**
CHRONOS, ZÜRICH 2002, 280 S., FR. 49.–

Wer ist nicht gerne glücklich? Und wer hat sich nicht schon einmal von Glücksversprechungen in der Werbung faszinieren lassen – wohl wissend, dass die Werbung lügt und Glück nicht zu kaufen ist? Werbung verspricht ein besseres Leben, egal ob Schokolade, Autos oder Zigaretten angepriesen werden. Und diese massenhaft vervielfältigten Bilder von einem besseren Leben wiederum erzählen Geschichte – wenn man die richtigen Fragen stellt und mit den Bildquellen richtig umgeht.

Zwei Sammelbände nehmen sich den Versprechen der Werbung an und zeigen, wie mit höchst unterschiedlichen Ansätzen die Werbung an kulturgeschichtlicher Relevanz gewinnen kann. Der eine, mentalitätsgeschichtlich ausgerichtete Band befragt Anzeigen und Plakate als Quellen des visuellen Alltags im 20. Jahrhundert. In über einem Dutzend Aufsätzen untersuchen die Autorinnen und Autoren die Wert- und Wunschkonzeptionen, die in der historischen Werbung vermittelt werden, und verorten diese im grösseren gesellschaftlichen Kontext. Der zweite Band ist der Katalog zu einer Ausstellung, die bis im vergangenen Juli im Museum für Kommunikation in Bern zu sehen war. Er nimmt – reich illustriert – aktuelle Glücksvorstellungen in der Werbung unter die Lupe, vergleicht sie mit den Werthaltungen in der Bevölkerung und präsentiert in historischer Perspektive das Auto als Massenkonsumgut mit Fetischcharakter: Ein industrielles Produkt, das durch die Werbung mit kulturellen Bedeutungen aufgeladen wurde (und immer noch wird), die über den blossen Gebrauchswert weit hinausgehen, ist so zu einer Art Glücksmobil geworden.

Historische Werbung zieht uns in ihren Bann. Die Anzeige in einer alten Illustrierten, ein Fernseh-Werbespot aus einem zurückliegenden Jahrzehnt: Sie alle üben auf uns eine eigentümliche Anziehung aus. Sicherlich spielt dabei oftmals ein gewisses nostalgisches Amüsement eine Rolle. Oder es sind überholte Vorstellungen, beispielsweise obsoleter Geschlechterrollen, die uns mit ihrer unfreiwilligen Komik berühren. Häufig aber steht eine Werbung aus längst vergangenen Zeiten wie ein Rätsel vor uns, weil wir ihre Bilder nicht mehr verstehen, weil die Selbstverständlichkeiten, auf der die Werbung basiert, uns längst fremd geworden sind. Damit fehlt uns gleichsam der

botschaft. Die historische Bildinterpretation stellt uns einen solchen Schlüssel zur Verfügung.

Im ersten hier anzuzeigenden Sammelband erörtert Peter Bär in einer Einleitung Methoden und Praxis der historischen Bildauswertung. Er stellt die verschiedenen Ansätze einander gegenüber und zeigt auf, wie wichtig eben auch bei einem Bild äussere und innere Quellenkritik ist. Will man die verborgenen Botschaften eines Bildes entziffern und sich nicht mit seinem illustrativen Charakter begnügen, kommt man zuerst einmal um eine ikonografisch-historische Analyse nicht herum. Sie beschäftigt sich mit Motivtradition, Rezeptionskontext und mit der Rezeptionsgeschichte. So lässt sich die ursprünglich beabsichtigte Bildaussage herausfiltern. Mit der daran anschliessenden historisch-ikonologischen Bildinterpretation sucht man Antworten auf die untersuchungsleitenden Fragestellungen. Sie kann auch Erkenntnisse über gesellschaftliche Normen und Werthaltungen und über kollektive Vorstellungswelten zu Tage fördern.

Leider sind Bildquellen und die eben skizzierte Art der historischen Bildinterpretation von der Geschichtsschreibung bis anhin eher stiefmütterlich behandelt worden. Umso wichtiger sind die hier versammelten Aufsätze, in denen die Autorinnen und Autoren diese Methoden gewinnbringend anwenden und anhand von Werbebildern aus der Vergangenheit zeittypische Wunschbilder, Wertvorstellungen und Mentalitäten rekonstruieren.

Ein Beitrag über die Werbeversprechungen der Ovomaltine zeigt exemplarisch auf, wie eine Ware mit symbolischem Gehalt versehen werden kann. Das Aufkommen von Massenproduktion und Massenkonsum machte es notwendig, die immer austauschbareren Waren mit einem emotionalen Zusatznutzen zu versehen. Das käufliche Objekt wurde mit Vorstel-



lungen ausgestattet, die dessen Funktion als Gebrauchsgegenstand überlagern. So wurde die Ovomaltine nicht nur als hochwertiges Nahrungsmittel angepriesen, sondern auch als Garant für sportlichen Erfolg in den körperbewussten 1920er-Jahren, für Optimismus in den Krisenjahren der 1930er-Jahre und als Wächter im Dienste nationaler Identität am Vorabend des Zweiten Weltkrieges. So wurde das im vergangenen Oktober an die Associated British Foods verkaufte Malzgetränk zum Symbol der schweizerischen Nation.

Es gibt auch historische Anzeigen, die sich heute nur noch sehr schwer entschlüsseln lassen. Bilder, die uns geheimnisvoll und rätselhaft erscheinen. Die Untersuchung der frühen Fahrradwerbung bringt uns Riesenvögel, Putten und Halbgöttinnen, geflügelte Veloräder und Bocksfüssige in altertümlichen Gewändern näher. An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert warb die Fahrradindustrie mit Wesen aus antiken Mythen für ihre Produkte, paarte in ihren Inseraten Technisches mit Organischem und hob das Fahrrad ins Überirdische empor. Die kulturelle Repräsentation von Technologien lässt Rückschlüsse zu auf die Fortschrittsvorstellungen der damaligen Zeit.

Der Zeichenhaftigkeit des Konsum, seinem demonstrativen Aspekt, nimmt sich ein Aufsatz über die Massenmotorisierung in der Schweiz und den Wandel der Autowerbung in den Jahren zwischen 1948 und 1965 an. Seit Pierre Bourdieu's Publikationen wissen wir, dass jede kulturelle Praxis, aber auch der Konsum von käuflichen Produkten eine Ordnungsfunktion hat, eine Funktion der Distinktion. Mit kultureller Praxis und mit Konsum setzt man Unterschiede. Das Automobil war und ist ein Distinktionsmittel, wie man es sich beispielhafter nicht vorstellen kann.

Weitere Aufsätze befassen sich mit der Entwicklung der Geschlechterrollen.

Dabei werden erfreulicherweise nicht nur weibliche, sondern auch männliche Geschlechterrollen fokussiert, führte die bis vor kurzem erfolgte Vernachlässigung der «Männlichkeit» doch dazu, dass sie stillschweigend vorausgesetzt und als unveränderlich betrachtet wurde, statt dass man sie wie «Weiblichkeit» als ebenso gesellschaftlich geprägt erkannt hätte, wie Diego Hättenschwiler treffend ausführt.

Albert Tanner legt in einem konzentrierten und spannenden Beitrag den sozialen und kulturellen Wandel in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dar und präzisiert, was der in der soziologischen und sozialgeschichtlichen Literatur oft erwähnte Wertewandel für die Schweiz bedeutet: Die Entwicklung weg von den Pflicht- und Akzeptanzwerten hin zu Werten wie Selbstverwirklichung, Selbstvergewisserung und Selbstrepräsentation führte weit weniger als angenommen zu postmaterialistischen Werthaltungen; viel mehr sprengten konsumistische Ziele und Leitbilder, nämlich Stil- und Lebensstilkriterien, die herkömmlichen Werte und Normen. In einer Bilanz werden die verschiedenen Indikatoren des Wertewandels (Mentalitätsgeschichte, Trenderhebungen in der schweizerischen Bevölkerung, aber auch Heirats- und Kontaktanzeigen und die konjunkturelle Entwicklung) mit den Werten der Werbung verglichen. Daraus schliessen die Autoren, dass Werbung ein sensibler, weitreichender Indikator für den Wandel der vielfältigen Wertvorstellungen einer Gesellschaft ist.

Als einziges wünschte man sich von diesem auch grafisch überzeugend aufgemachten und treffend illustrierten Sammelband, dass die an einer Stelle gemachte Aussage von der Janusköpfigkeit der Werbung ernst genommen und etwas vertiefter angegangen würde: Werbung ist nicht nur ein «Spiegel der Gesellschaft». Zwischen der Werbung und ihrer Ziel-

gruppe besteht eine Wechselwirkung. Die Modelle der Werbewirkungsforschung sind sehr vielfältig und widersprüchlich. Soll man auch in der Werbung von einem mündigen, aktiven Rezipienten ausgehen, der die Aussagen kreativ interpretiert? Oder kriechen Anzeigen, Plakate, Radio- und TV-Spots – freilich gefiltert und situationsabhängig – eben doch wie intendiert ins Gehirn der Massen? Wer initiiert und bewegt die Diskurse in der Gesellschaft zu Themen wie Technologie, Gesundheit, Geschlecht? Und welche Rolle spielt hierbei die Werbung? Darüber würde man gerne mehr erfahren.

Solchen Fragen geht der Ausstellungskatalog zu den Glücksvorstellungen in der Werbung mindestens teilweise nach. Er leistet überdies einen eigenständigen Beitrag zur Erkenntnis, was die Werbung unter Glück versteht, wie diese Vorstellungen bildlich umgesetzt werden und wie diese Bilder sich zu den Werthaltungen und Glücksvorstellungen in der Bevölkerung verhalten.

Die Autoren gehen von drei Hypothesen aus: Sie postulieren, dass gute Werbung nicht nur Glückssituationen abbildet, sondern die tiefer liegenden Werthaltungen der angesprochenen Bevölkerungsgruppe widerspiegelt. Zweitens sind Werthaltungen ein soziales Phänomen, sie werden in einem unablässigen Diskurs definiert, differenziert und hinterfragt. Die dritte Hypothese behauptet, in Anlehnung an Paul Virilio, ein Diktat des Visuellen: Glücksvorstellungen und Werthaltungen werden primär visuell, nicht verbal transportiert. Entfernt man aus Werbebildern alle Produkte- und Markennamen, so erhält man «absolute» Bilder des Glücks, wie es die Werbetreibenden verstehen; sie sind im vorliegenden Band abgedruckt, gegliedert nach 16 so genannten Wertewelten, die jeweils kurz vorgestellt werden. Gemeint sind damit verschiedene Wertvorstellungen und

Lebenshaltungen wie Aktivität, Status, Authentizität, soziale Einbindung, Zweisamkeit, Individualität, Familie usw. Aus ihnen bestehen unsere individuellen, ganz persönlichen «Wertesets».

Das Markt- und Meinungsforschungsinstitut «Link» führte qualitative Befragungen und eine gross angelegte Online-Befragung durch und konnte so Trends und Tendenzen der Werthaltungen in der Bevölkerung eruieren. Wenig überraschend sind diese Resultate: Individualismus wird gross geschrieben, Authentizität und Entschleunigung sind im Trend (nach dem Motto «Sein statt Schein»), und die Familie erlebt ein Comeback. Der im Buch präsentierte Vergleich mit den per Inhaltsanalyse erhobenen Werten, die in aktueller Werbung zum Ausdruck kommen, ergibt ebenfalls wenig verblüffende Resultate: Die Bildwelten der Werbung setzen im Gegensatz zur Bevölkerung mehr auf Status, Fun und Aktivität, eher auf materielle Werte und weniger auf soziale Werte – was nicht weiter erstaunt, sollen Anzeigen und Inseraten doch den Verkauf von Produkten fördern.

Interessanter ist die Wirkung der abgebildeten Werbebilder. Befreit von Namen und Labels lassen sie eine neue, offene Lesart zu. Und: Eine solche Ballung personifizierten Glücks – lauter erfolgreiche, gut aussehende, gesunde, glückliche, perfekte Menschen – wirkt in diesem neuen Kontext schon fast befremdlich.

Aufschlussreich ist schliesslich der historiografische Aufsatz, der von Konsumglück, moderner Werbung und dem Auto handelt, jenem Konsumgut also, auf das heute die meisten Werbemittel verwendet werden. An ihm lässt sich am besten ablesen, welche Bilder sich die Konsumgesellschaft vom besseren Leben macht. Denn, so Daniel Di Falco, «was das Auto verspricht, das versprechen im Kern alle Konsumgüter in der Glücks-



werbung: Fertigenmenüs stiften gesellschaftliches Ansehen, Versicherungen festigen zwischenmenschliche Bindungen, Waschmittel überwinden das Elend des Alltags».

Roger Portmann (Zürich)

**HACKER JACOB S.
THE DIVIDED WELFARE STATE
THE BATTLE OVER PUBLIC
AND PRIVATE SOCIAL BENEFITS
IN THE UNITED STATES**

CAMBRIDGE, NEW YORK: CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS, 2002, 464 P., 22.45

**SWENSON PETER A.
CAPITALISTS AGAINST MARKETS
THE MAKING OF LABOR MARKETS
AND WELFARE STATES
IN THE UNITED STATES
AND SWEDEN**

OXFORD, NEW YORK: OXFORD UNIVERSITY PRESS, 2002, 448 P., 26.35

Les deux études de Jacob Hacker et Peter Swenson s'inscrivent dans un dialogue critique avec les approches institutionnalistes qui occupent depuis une dizaine d'années une place influente au sein de la littérature sur les politiques sociales. En contribuant à abattre le mur qui sépare trop souvent l'étude des assurances sociales des formes privées de prévoyance, et en revenant sur le rôle des élites économiques dans la formulation des régimes de sécurité sociale, ces deux livres complémentaires nous offrent des perspectives nouvelles pour comprendre la structuration d'institutions cruciales des sociétés industrialisées modernes.

Dans son étude, Jacob Hacker démontre de façon convaincante que ce n'est pas tant l'ampleur des programmes sociaux qui différencient les Etats-Unis des autres pays occidentaux, mais bien le

rôle clé qu'y jouent les prestations privées. Son analyse des conflits qui charpentent l'«Etat social divisé» (*divided welfare state*) américain constitue une entrée privilégiée pour comprendre la fameuse exception américaine en matière de protection sociale. Hacker explore avec brio les politiques souterraines de la prévoyance privée et s'attarde sur les stratégies développées par le lobby des prestations privées pour consolider son territoire. Cette étude met ainsi en évidence l'importance des exonérations fiscales et les carences de mesures de régulation étatique, deux facteurs fondamentaux pour comprendre l'extension de la prévoyance privée. Si le développement tardif et limité de la sécurité sociale américaine a bien encouragé l'essor de la prévoyance privée, Hacker souligne également que l'expansion du domaine social privé a en retour contribué à circonscrire l'étendue des programmes sociaux publics. Aux Etats-Unis, les fonds de pension privés jouent un rôle «complémentaire» (*supplementary role*) par rapport à l'assurance vieillesse étatique. Cette dernière assure un socle de couverture minimal laissant un large champ d'action à l'initiative privée. Dans le domaine de la santé, les assurances privées jouent par contre un rôle «central» (*core role*), l'Etat fédéral étant réduit à assurer les mauvais risques à travers ses programmes *Medicaid* et *Medicare*. En définitive, l'enchevêtrement croissant des prestations privées et publiques ne favorise pas la mise en place d'une sécurité sociale homogène et renforce au contraire son caractère divisé et fragmenté.

Si Jacob Hacker nous offre une série d'outils méthodologiques importants pour explorer les frontières disputées qui séparent la protection sociale publique et privée, Peter Swenson analyse de manière détaillée le rôle crucial des stratégies patronales dans la structuration des régimes

de protection sociale. *Capitalists against Markets* commence par démolir l'explication usuelle du succès de l'Etat social à la Suédoise et du sous-développement américain dans ce domaine. Selon cette explication très répandue, le succès suédois reposerait sur la force supérieure des organisations syndicales et politiques du mouvement ouvrier en comparaison à celle des employeurs. À l'inverse une faible mobilisation ouvrière et la résistance farouche du patronat contre l'Etat social permettraient d'expliquer l'anomalie américaine. Pour Swenson, ce n'est pas tant la force relative du patronat qui explique les visages différents de l'Etat social en Suède et aux Etats-Unis, mais bien les stratégies différentes que ce dernier met en œuvre pour assurer la régulation du marché du travail (*labor market regime*) et la mise en place d'un régime de protection sociale (*welfare regime*) répondant à ses besoins.

Les organisations centralisées et disciplinées du patronat suédois se révèlent être de solides partisans de l'intervention étatique dans le domaine social et, à l'inverse, font tout pour décourager entrepreneurs et syndicats (par le biais d'amendes ou de *lock-out*) de se lancer dans le développement de prestations privées ou paritaires. Cette stratégie «solidariste» vise à favoriser une régulation centralisée du marché du travail et assurer la formation d'une main-d'œuvre qualifiée, deux facteurs essentiels pour un appareil de production dépendant fortement des marchés extérieurs. Dès les années 1940, les vastes programmes sociaux mis en place par la gauche, mais activement soutenus voire inspirés par les organisations patronales, forment selon Swenson l'aboutissement de cette stratégie «solidariste». Aux Etats-Unis, la fragmentation des intérêts patronaux rend impraticable la voie du «soli-

darisme» et favorise au contraire des stratégies basées sur une régulation décentralisée du marché du travail au niveau des secteurs ou, le plus souvent, au niveau de l'entreprise («segmentalisme»). Dans ce contexte, les mesures sociales privées (*welfare capitalism*) jouent un rôle important dans la concurrence que se livrent les entrepreneurs pour attirer la main d'œuvre. Pour Swenson, la mise en place du *Social Security Act* de 1935 reflète bien la fragilisation du *welfare capitalism* suite à la crise des années 1930, mais aussi la conscience patronale qu'un Etat social minimal peut contribuer à décharger le secteur privé en assurant à sa place une couverture sociale de base. Durant les décennies de l'après-guerre, c'est d'ailleurs sur ce socle minimal que repose la renaissance, puis l'expansion, du *welfare capitalism* impulsé par le secteur privé.

Les dynamiques explorées par ces deux études, qui combinent de manière fructueuse une solide analyse historique et une conceptualisation théorique issue des sciences sociales, mériteraient d'être testées pour d'autres pays. Le régime de protection social helvétique, caractérisé par une juxtaposition de mesures de prévoyance privée et publique, me semble à ce titre offrir un terrain prometteur pour appliquer la notion d'Etat social divisé et réexaminer le rôle des élites économiques dans la formation des politiques sociales. Ces approches combinées permettraient en effet d'examiner avec rigueur l'histoire d'un système de protection sociale trop souvent décrit comme inclassable en comparaison internationale, alors qu'il comporte d'évidentes ressemblances avec la configuration américaine analysée par Hacker et Swenson.

Matthieu Leimgruber
(Lausanne/New York)